

Kausalität und Intentionalität

Von der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg – Fakultät IV – zur
Erlangung des Grades eines

Doktor phil.

genehmigte Dissertation

von Herrn Kai Vießmann

geboren am 23.09.1976 in Bremen

Referent: Michael Sukale

Koreferent: Mark Siebel

Termin der Disputation: 14.05.2012

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	5
1 Alexander von Aphrodisias.....	7
2 Freiheit.....	11
2.1 Willensfreiheit.....	12
2.2 Handlungsfreiheit.....	16
2.3 Gestaltungsfreiheit.....	17
3 Kausalität.....	19
3.1 Epistemologie und Ontologie.....	22
3.2 Regelmäßigkeit und Notwendigkeit.....	24
3.3 Irreale Bedingungssätze.....	27
3.4 Kausalität als konstruktivistisches Ordnungsprinzip.....	34
3.5 Verknüpfte vs. nicht verknüpfte Abfolge.....	36
4 Intentionalität.....	40
4.1 Bewusstsein.....	42
4.2 Intentionalität in der Vorstellung.....	45
4.3 Intentionalität im Urteil.....	47
4.4 Intentionalität im subjektiven Interesse.....	53
4.5 Handlungsmotivation.....	56

5 Handlung	59
5.1 Handlung als Ursache.....	59
5.2 Handlung als Mittel.....	65
6 Die realistische Spekulation	72
6.1 Zwei Erklärungsmodelle für das mögliche Scheitern einer Handlung.	73
6.1.1 <i>Die konstruktivistische Erklärung</i>	74
6.1.2 <i>Die realistische Erklärung</i>	75
6.2 Beweis oder Widerlegung.....	77
6.2.1 <i>Versuch des Beweises</i>	78
6.2.2 <i>Versuch der Widerlegung</i>	81
6.3 Die Wette.....	83
6.3.1 <i>Durchführung der realistischen Spekulation</i>	84
7 Wissenschaft	87
7.1 Die pragmatische Dimension der Wissenschaft.....	88
7.2 Kausalität in der Forschung.....	90
7.3 Der Zweifel motiviert zum Weiterforschen.....	91
Schlussbetrachtung	98
Zitierte Literatur	100

Einleitung

Eine der grundlegendsten Fragen der Philosophie, wenn nicht die grundlegendste überhaupt, ist die Frage nach der Freiheit des Menschen. Ist der Mensch selbst Herr seiner Daseinsbewältigung oder lediglich Spielball eines von außen bestimmten Schicksals? Alexander von Aphrodisias (etwa 5 spätes 2 Jh. bis frühes 3. Jh. n. Chr.) hat sich mit dieser Frage auseinandergesetzt und ein pragmatisches Argument zugunsten der Freiheit des Menschen entwickelt. Für eine pragmatische Herangehensweise spricht, dass zum einen ein theoretischer Beweis nicht möglich ist, die Frage zum 10 anderen jedoch dennoch von existenzieller Bedeutung ist. Alexanders Argumentation bildet den Ausgangspunkt der in vorliegender Arbeit vorzunehmenden Analyse.

Alexander geht in seiner Argumentation von einem relativ indifferenten Freiheitsbegriff aus. Diesen gilt es im Weiteren zu konkretisieren. Dabei 15 ergeben sich Anknüpfungspunkte zum menschlichen Handeln. Das Handeln lässt sich wiederum zweifach charakterisieren: zum einen als Ursache, die in den kausalen Fluss der Dinge eingebunden ist, zum anderen als ein Mittel zum Zweck, den der Handelnde mit seiner Handlung verbindet. Das Handeln hat also sowohl kausale als auch intentionale Aspekte.

20 Vorbereitend für die Analyse des Handelns und die Konkretisierung der Alexanderschen Argumentation sind daher Kausalität und Intentionalität zu erörtern. Die Welt funktioniert nach kausalen Gesetzen. Der Mensch handelt intentional. Nach diesem Muster findet das menschliche Leben in der Welt statt. Funktionieren kann dies nur, wenn der Mensch die kausalen Gesetze 25 erkennt und seine Handlung so ausrichtet, dass sie zu dem seiner Intention entsprechenden Ergebnis führt. Nach einer ersten naiven Betrachtung

erscheint dies eine treffende Beschreibung der Realität zu sein. Bei genauerer Analyse zeigen sich jedoch Ansatzpunkte für skeptische Zweifel an diesem Modell. Ob die Welt tatsächlich kausal funktioniert und der Mensch tatsächlich in der Lage ist, kausale Zusammenhänge zu erkennen

5 und sein Handeln gezielt danach auszurichten, kann weder bewiesen noch widerlegt werden und ist somit Gegenstand spekulativer Überlegungen. Durch die Verbindung des Handelns mit Kausalität und Intentionalität wird die pragmatische Verbindung zu Alexanders Argumentation hergestellt und diese für eine pragmatische Beantwortung der Frage fruchtbar gemacht. Auf

10 diesem Wege soll die spekulative Ungewissheit, die aufgrund der Unmöglichkeit einer sicheren Antwort besteht, zu einer spekulativen Antwort genutzt werden, die zwar keine letzte Gewissheit liefert, aber dennoch eine Handhabbarkeit der Kausalitätsproblematik ermöglicht, die ihrer pragmatischen Relevanz gerecht wird.

15 Schließlich sollen die Konsequenzen dieser pragmatischen Überlegungen für die Wissenschaft erörtert werden. Die Wissenschaft ist ein zentrales Instrument der Menschheit im Umgang mit der Welt. Sie liefert Informationen, die sowohl für das Handeln des Einzelnen als auch für gesellschaftliches Handeln von großer Bedeutung sind. Die Realismusfrage

20 wiederum ist von zentralem Interesse bei der theoretischen Betrachtung wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse. Da die Wissenschaft somit von großer pragmatischer Bedeutung ist, erscheint die Übertragung alltagspragmatischer Überlegungen in ihre theoretische Betrachtung sinnvoll.

1 Alexander von Aphrodisias

Alexander von Aphrodisias hat ein pragmatisches Argument zu Gunsten der Freiheit des Menschen entwickelt.¹ Dieses soll die Basis für die hier durchzuführende Analyse der realistischen Spekulation des handelnden
5 Alltagsmenschen bilden. Das Argument basiert auf einem groben, undifferenzierten Freiheitsbegriff. Für die weitere Verwendung muss dieser konkretisiert und im Hinblick auf die vorliegende Fragestellung ausgestaltet werden. Zunächst soll nun aber Alexanders Argumentation nachvollzogen werden.

10 *„Es ist doch erkennbar, daß, wenn alles schicksalsgemäß geschieht, diejenigen, welche sich überreden, bei manchen Dingen Macht zu haben, sie zu tun oder zu lassen, dieses Glaubens wegen in ihren Handlungen gar nicht fehlen, weil sie schon von vornherein keiner Sache, die durch sie selbst geschieht, mächtig sind, so daß die*
15 *Gefahr, darin zu irren, über bloße Worte nicht hinausgeht. Wenn wir uns aber im Falle, daß doch auch etwas in unserer Verfügungsgewalt steht und nicht alles aus Notwendigkeit geschieht, überreden wollen, wir seien keiner Sache mächtig, werden wir vieles unterlassen, was von uns getan werden müßte, indem wir es bedächten und die Mühen*
20 *der Ausführung bereitwillig auf uns nähmen, und wir werden zu träge geworden sein, selbst etwas zu tun, weil wir glauben, das Schuldige werde geschehen, auch wenn wir uns gar nicht um das, was zu tun sei, sorgen. Nachdem sich die Dinge so verhalten, ist klar, daß es ein*

1 Vgl. Alexander von Aphrodisias 1995

*Philosoph vorziehen muß, selbst den minder gefährlichen Weg zu wählen und die übrigen auf ihn zu führen.*²

Laut Alexander ist der Mensch also entweder frei und damit selbst Herr seines Handelns oder eben nicht. Da eine endgültige Entscheidung in dieser
5 Frage nicht möglich ist, zieht er beide Möglichkeiten in Erwägung. Er analysiert jeweils in Form eines Gedankenexperiments, was die Freiheit bzw. Unfreiheit für den Menschen bedeuten würde und untersucht, welche Konsequenzen die jeweils gegenteilige subjektive Annahme für den Menschen hätte.

10 So ergibt sich eine Matrix mit vier Szenarien, in der tatsächliche Freiheit und tatsächliche Unfreiheit des Menschen jeweils mit seinem subjektiven Glauben an seine (vermeintliche) Freiheit und seinem subjektiven Glauben an seine (vermeintliche) Unfreiheit kombiniert werden:

- 1) Der Mensch ist frei und glaubt an seine Freiheit.
- 15 2) Der Mensch ist frei, glaubt aber nicht an seine Freiheit.
- 3) Der Mensch ist unfrei, glaubt aber an seine Freiheit.
- 4) Der Mensch ist unfrei und glaubt auch unfrei zu sein.

Wer frei ist, hat die Möglichkeit, sein Leben aktiv zu gestalten. Wer nicht frei ist, hat diese Möglichkeit nicht. Derjenige, der an seine Freiheit glaubt, hat
20 also allen Grund, sich um die Gestaltung seines Lebens aktiv zu bemühen. Derjenige hingegen, der nicht an seine Freiheit glaubt, hat keine derartige Motivation. Auf dieser Basis baut Alexander seine pragmatische Argumentation auf. Ob der Mensch tatsächlich frei oder unfrei ist, lässt sich nicht entscheiden. Die Entscheidung ist also Gegenstand subjektiver

2 *Ebenda*, S. 93

Spekulation. Sowohl derjenige, der an seine Freiheit glaubt, als auch derjenige, der nicht an seine Freiheit glaubt, läuft Gefahr, sich zu irren. Die Frage, die Alexander seinen weiteren Überlegungen zugrunde legt, ist nun die, welche Folgen ein Irrtum jeweils für den betreffenden Menschen hätte.

5 Wenn derjenige, der tatsächlich frei ist, nicht an seine Freiheit glaubt und folglich auch nicht aktiv versucht, seine Freiheit zu nutzen, verspielt er die Chance, sein Leben selbstbestimmt zu gestalten und so seine Lebensqualität entscheidend zu steigern. Nicht an seine Freiheit zu glauben wäre folglich im Falle tatsächlicher Freiheit unklug, da es potentiell einen
10 erheblichen Verlust an Lebensqualität zur Folge hätte. Im umgekehrten Fall, in dem der tatsächlich unfreie Mensch fälschlicherweise an seine vermeintliche Freiheit glaubt, sieht Alexander dagegen keinen solchen Verlust. Da er sowieso nicht frei ist, kann er die Chance, seine Freiheit zu nutzen, auch nicht verspielen. Der einzige Effekt, den ein fälschlicher
15 Freiheitsglaube in diesem Falle hätte, wäre das „gute Gefühl“, selbst Herr seines Schicksals zu sein, was zwar theoretisch nicht berechtigt wäre, aber praktisch dennoch keinen Schaden anrichten könnte, weil eben der Lauf des Lebens sowieso von außen determiniert wäre.

Das Fazit Alexanders lautet nun wie folgt: Ob der Mensch frei sei oder nicht,
20 lässt sich nicht mit letzter Gewissheit feststellen. Im Falle der tatsächlichen Freiheit hätte aber ein fälschlicher Glaube an die eigene Unfreiheit einen potentiellen Verlust an Lebensglück zur Folge; im Falle der tatsächlichen Unfreiheit hätte dagegen ein fälschlicher Glaube an die eigene Freiheit keine vergleichbare negative Folge. Mit anderen Worten: Wer nicht an seine
25 Freiheit glaubt, geht damit ein unnötiges Risiko ein, dem derjenige, der an seine Freiheit glaubt, nicht ausgesetzt ist. Aus pragmatischer Sicht empfiehlt sich also in jedem Falle der Glaube an die eigene Freiheit, auch wenn skeptische Zweifel letztendlich nicht ausgeräumt werden können.

Wie eingangs bereits angedeutet, beruht Alexanders Argument auf einem recht undifferenzierten Freiheitsbegriff. Daher soll Alexanders Argument in der weiteren Argumentation dieser Arbeit weiterentwickelt werden.

Es gibt noch eine weitere „Wette“, die ähnlich gelagert ist. Die Wette von
5 Blaise Pascal (1623 - 1662) befasst sich mit der Frage der Existenz Gottes.³
Wie Alexander wägt Pascal die vier denkbaren Fälle ab (Existenz/Nicht-
Existenz Gottes verknüpft mit Glaube/Nicht-Glaube an Gott). Dabei kommt er
zu dem Schluss, dass es besser ist, an Gott zu glauben als nicht an Gott zu
glauben. Das Problem dabei ist, dass der Inhalt, über den spekuliert wird,
10 sehr viel abstrakter ist als bei Alexanders Wette. Bei Alexander besteht
ohnehin der Eindruck, selbstbestimmt handeln zu können. Die Frage ist
lediglich, ob dieser Eindruck real ist oder nicht. Selbst wenn er nicht real ist,
taugt er aber als pragmatische Handlungsorientierung. Der Glaube an Gott
hingegen kann keine konkrete Handlungsorientierung geben. Selbst wenn
15 man an Gott glaubt, stellt sich also immer noch die Frage, was denn konkret
zu tun ist, um diesem vermeintlichen Gott gerecht zu werden. Aufgrund des
größeren pragmatischen Nutzens soll daher Alexanders Wette die
Grundlage für die weitere Analyse bilden.

3 Vgl. Pascal 1976

2 Freiheit

Alexander von Aphrodisias geht von einem sehr globalen Freiheitsbegriff aus. Um aus seine pragmatische Argumentation tatsächlich konkret nutzbar zu machen, muss dieser spezifiziert werden. Im Folgenden sollen daher drei
5 mögliche Freiheitsbegriffe erörtert werden: *Willensfreiheit*, *Handlungsfreiheit* und *Gestaltungsfreiheit*.

Den Anfang macht in Kapitel 2.1 die Willensfreiheit. Dies ist der Freiheitsbegriff, der dem von Alexander am nächsten kommt. Außerdem ist es der Freiheitsbegriff, der nach einer alltäglich-naiven Betrachtung der
10 entscheidende ist. Wie die Analyse zeigen wird, ist dieser Begriff von Freiheit jedoch höchst problematisch und keineswegs geeignet, Alexanders pragmatisches Argument für einen relativen Erkenntnisgewinn fruchtbar zu machen. Den Ausgangspunkt für die Analyse des Begriffs der Willensfreiheit wird die Untersuchung von Gerhard Roth sein, der ausgehend von
15 Ergebnissen der Hirnforschung versucht, Klarheit in die Problematik des (vermeintlich?) freien Willens zu bringen. Zwar scheitert er mit seinem Versuch, dieses Scheitern wird allerdings dennoch einen gewissen analytischen Fortschritt bringen, der letztlich zeigen wird, dass der Begriff der Willensfreiheit nicht haltbar ist.

20 In 2.2 steht eine kurze Erläuterung des Begriffs der Handlungsfreiheit im Mittelpunkt. Da in Kapitel 5 eine ausführlichere Erörterung des menschlichen Handelns folgt, soll die Handlungsfreiheit an dieser Stelle nur kurz erwähnt werden. Wie die Analyse zeigen wird, ist der Begriff der Handlungsfreiheit schon näher an der alltagspragmatischen Realität als der Begriff der

Willensfreiheit und insofern im Hinblick auf eine Konkretisierung der Alexanderschen Argumentation schon deutlich vielversprechender. Dennoch ist dieser Freiheitsbegriff hier immer noch problematisch.

Um die hier gestellte Aufgabe einer Konkretisierung der pragmatischen Argumentation Alexanders zu erfüllen, schlage ich daher in 2.3 den Begriff der Gestaltungsfreiheit vor. Dieser beinhaltet die Handlungsfreiheit, erweitert diese jedoch entscheidend. Während *Handlungsfreiheit* lediglich die Möglichkeit des freien Ausführens einer Handlung bedeutet, beinhaltet *Gestaltungsfreiheit* zusätzlich die Möglichkeit der gezielten Kontrolle des Handlungserfolgs durch Erfassung handlungsrelevanter Aspekte der Umwelt.

Zusammen mit Kapitel 5 wird die folgende Analyse der verschiedenen Freiheitsbegriffe die Grundlage für die Durchführung der spekulativen Argumentation auf Basis der pragmatischen Analyse Alexanders in Kapitel 6 bilden.

2.1 Willensfreiheit

Die Frage nach der Freiheit des Willens ist die Frage, ob der Mensch ein unbewegter Beweger ist oder nicht. Schafft er es, sich über den Lauf der physikalischen Kausalkette zu erheben und aus sich selbst heraus einen autonomen Willen zu generieren? Das subjektive Erleben spricht dafür, und auch aus wissenschaftlicher Perspektive scheint sich das Bewusstsein als eigener, nicht-physikalischer Forschungsgegenstand betrachten zu lassen. Andererseits ist der Zusammenhang zwischen hirneurologischen Prozessen und psychischen Phänomenen unbestritten. Auch wenn bis heute kein exakter Wirkmechanismus dokumentiert ist, der den Zusammenhang

transparent erklären würde, so würde doch kein ernsthafter Forscher bestreiten, dass das, was im Gehirn physiologisch vorgeht, etwas mit der Psychologie des Menschen zu tun hätte. Und so haben neuere Erkenntnisse der Hirnforschung Zweifel an der Freiheit des menschlichen Willens aufkommen lassen.

Gerhard Roth hat sich dieser Problematik angenommen und versucht, die Ergebnisse der Hirnforschung mit einer philosophischen Betrachtung des Themas in Einklang zu bringen. Im Mittelpunkt seiner Erörterungen steht das Experiment Benjamin Libets bzw. die weiterentwickelten Varianten dieses Experiments von Patrick Haggard und Martin Eimer.⁴ Die Frage, an der Roth im Anschluss an das Libet-Experiment die Entscheidung über Freiheit oder Unfreiheit des Willens zunächst festmacht, ist, ob der bewusste Wille vor oder nach dem physiologischen Bereitschaftspotential entsteht. Die Ergebnisse der genannten Experimente sprechen dafür, dass der Wille, bevor er ins Bewusstsein tritt, schon durch einen physiologischen Impuls „vorbereitet“ ist. Daraus wird geschlossen, dass der Wille ursächlich von den Gehirnprozessen hervorgebracht wird und so determiniert und nicht frei ist. Wenn nun die Handlung vom Willen und der Wille von den Vorgängen im Gehirn hervorgerufen wird, so scheint kein Raum für Freiheit zu sein.

Diese Einschätzung vertritt auch Roth. Dabei gibt es jedoch ein Problem: wenn man aus der Reihenfolge 1) Bereitschaftspotential – 2) Willensentschluss schließt, dass es keine Willensfreiheit gibt, so sagt man damit implizit, dass die umgekehrte Reihenfolge die Freiheit des Willens belegen würde. Denn wenn die kausale Determination des Willens seine Freiheit widerlegt, würde das im Umkehrschluss bedeuten, dass die Abwesenheit von kausaler Determination des Willens seine Freiheit

⁴ Vgl. Roth 2003, S. 518 ff.

beweisen würde. Wie sähe es aber nun aus, wenn der Wille nicht durch das ihm vorausgehende Bereitschaftspotential kausal determiniert wäre? Doch in etwa so, dass der Mensch wollen kann, was er will, d. h. seinen Willen frei generieren kann.

- 5 Dieses wollen-können-was-man-will lässt sich auf zwei Weisen verstehen. Wenn der Wille willentlich hervorgebracht wird, so wäre der Wille durch einen weiteren, ihm vorgeschalteten Willen bestimmt. Und durch diesen vorgeschalteten Willen müsste der folgende Wille exakt determiniert sein – sonst wäre ja der zweite Wille nicht willentlich vom ersten hervorgebracht. In
10 diese Richtung geht der Ansatz Harry Frankfurts⁵, der meint, die Determination des Willens mit seiner Freiheit vereinbaren zu können. Dieser Kompatibilismus ist zwar in sich schlüssig, allerdings verschiebt sich hier der Begriff der Willensfreiheit. Es geht nicht mehr um die Frage der Entstehung des Willens, sondern um die Entfaltung des Willens in Form der
15 Entscheidung des Handelnden, wenn er entstanden ist. Damit hätte man das Problem aber nur verschoben, da es sich ja bezüglich des vorgeschalteten Willens unverändert neu stellen würde. Freiheit ist in diesem Modell also offensichtlich genausowenig zu entdecken, wie in dem Modell der kausalen
20 Determination des Willens, das angeblich seine Freiheit widerlegt. Wenn es um die Frage geht, ob der Wille frei ist oder nicht, scheidet diese Variante als Gegenteil zur Determination somit aus.

Es ist aber noch eine andere Interpretation von wollen-können-was-man-will denkbar. Wenn ich ein Stück Kuchen essen will, dann will ich ein Stück Kuchen essen. Das heißt, der Inhalt meines Willens ist das, was ich will. Und

5 Vgl. Frankfurt 2002

in diesem trivialen Sinne kann ich immer wollen was ich will – ich kann nicht nur wollen, was ich will, ich will sogar notwendig immer, was ich will. Über die Freiheit meines Willens sagt aber auch diese Variante nichts aus.

Wollen-können-was-man-will ist also in keiner Variante eine befriedigende
5 Beschreibung der Willensfreiheit, die die Hirnforschung widerlegt zu haben glaubt. Wenn man etwas widerlegen will, muss man aber zunächst mal exakt definieren, was genau man widerlegen will und unter welchen Bedingungen diese Widerlegung als gelungen betrachtet werden muss. Es gibt noch eine
10 letzte Möglichkeit, wie das Gegenteil von kausaler Determination des Willens aussehen könnte: Zufall. Wenn der Wille zufällig zustande kommt, so ist er nicht (zumindest nicht im strengen Sinne einer allgemeingültigen Gesetzmäßigkeit) kausal determiniert. Aber natürlich ist Zufall, wie auch Roth erkennt, kein Fall von Freiheit:

„*Welchem Anhänger des freien Willens soll es ein Trost sein, dass
15 statt eherner deterministischer Gesetze der pure Zufall in seinem Gehirn waltet?*“⁶

Der Wollende hätte schließlich keinerlei berechenbaren Einfluss auf die Entstehung seines Willens. Das Ergebnis sieht nun also so aus, dass es keine annehmbare Beschreibung eines Falles gibt, in dem man es als
20 erwiesen ansehen müsste, dass der Wille frei wäre. D. h. die Entscheidung über die Determination oder Freiheit des Willens, die die Hirnforschung getroffen zu haben glaubt, ist gar keine Entscheidung, weil die vermeintliche Alternative (Freiheit des Willens aufgrund nicht vorhandener Determination), die vermeintlich widerlegt wird, unsinnig ist. Dies führt nun zu dem Schluss,
25 dass, unabhängig davon, ob die Ergebnisse der Hirnforschung im Hinblick auf die Entstehung des Willens Determination oder Zufall feststellen, eine

6 Roth 2003, S. 511

Willensfreiheit so oder so garnicht denkbar ist. Die Verbindung der Begriffe „Wille“ und „Freiheit“ macht also von vornherein überhaupt keinen Sinn. Die Hirnforschung kann folglich entgegen Roths Ansatz in dieser Frage keinen Erkenntnisgewinn liefern.

5 Für die weitere Betrachtung spielt das Thema „Willensfreiheit“ aufgrund der offensichtlichen Unsinnigkeit des Begriffs in der vorliegenden Arbeit keine Rolle mehr. Meine Argumentation setzt beim Willen an. Wo dieser herkommt, wie er entsteht, ist nicht relevant. Entscheidend ist die Absicht des Wollenden, seinen Willen in eine Handlung umzusetzen. Mit anderen
10 Worten kommt es auf den intentionalen Charakter des Willens an, und dieser ist, wie die Analyse des rothschen Ansatzes gezeigt hat, unabhängig von der Genese des Willens. In der Frage der Freiheit kann es folglich nur noch um zwei Dinge gehen, nämlich a) die Möglichkeit des Wollenden, seinen Willen in eine Handlung umzusetzen, und b) die Möglichkeit der
15 gezielten Kontrolle des Handlungserfolgs durch den Handelnden. In diese Richtung wird sich die weitere Analyse der vorliegenden Arbeit nun bewegen.

2.2 Handlungsfreiheit

Handlungsfreiheit bezeichnet die Möglichkeit des Handelnden, seinem
20 Willen entsprechend zu handeln. Wenn er eine bestimmte Handlung ausführen will, und Handlungsfreiheit besitzt, so kann er diese Handlung tatsächlich ausführen. Damit ist jedoch noch nichts über den Handlungserfolg gesagt. Auch eine gescheiterte Handlung ist immer noch eine Handlung. Der praktische Wert einer solchen Handlung ist jedoch
25 begrenzt. Wenn ich handeln kann, wie ich will, meine Handlung jedoch nicht das gewünschte Ziel erreicht, so kann ich mich zwar nicht beklagen über

etwaige unmittelbare Restriktionen, die mich am Ausführen meiner Handlung hindern. Mein Ziel habe ich jedoch trotzdem nicht erreicht. Handlungsfreiheit allein ist also nicht ausreichend für eine selbstbestimmte Daseinsgestaltung. Dazu ist vielmehr die Möglichkeit erforderlich, den Handlungserfolg gezielt zu steuern. Und dies hängt wiederum maßgeblich mit der Möglichkeit zusammen, über den voraussichtlichen Handlungserfolg im Voraus zu urteilen. Wir brauchen also einen spezifischeren Freiheitsbegriff, wollen wir die Interaktion des Menschen mit der Welt richtig erfassen. Diesen Freiheitsbegriff möchte ich *Gestaltungsfreiheit* nennen und im Folgenden genauer erörtern.

2.3 Gestaltungsfreiheit

Die Unterscheidung zwischen Willensfreiheit und Handlungsfreiheit scheint mir unproblematisch. Im Hinblick auf die folgenden Überlegungen will ich hier jedoch noch einen weiteren Freiheitsbegriff einführen, der mir als Grundlage dafür geeigneter erscheint. Der übliche Begriff der Handlungsfreiheit bezieht sich lediglich auf die Möglichkeit der Ausführung einer beabsichtigten Handlung. Damit ist jedoch noch nichts darüber gesagt, ob dieser Handlung auch eine Aussicht auf Erfolg beschieden ist. Ich schlage daher den Begriff der *Gestaltungsfreiheit* vor, der den Begriff der Handlungsfreiheit in einem wesentlichen Punkt erweitert. Gestaltungsfreiheit bedeutet nicht nur die Möglichkeit zu handeln wie ich will. Dazu kommt die Möglichkeit, den Handlungserfolg gezielt zu steuern.

Wie sieht diese Form der Freiheit nun konkret aus? Will ich mein Leben selbstbestimmt gestalten, so brauche ich nicht nur die Möglichkeit, eine bestimmte Handlung auszuführen, sondern zusätzlich noch die Möglichkeit, korrekt zu urteilen über mögliche Wege, mein beabsichtigtes Handlungsziel

zu erreichen. Und diese Wege sind wiederum abhängig von kausalen Zusammenhängen in der Welt. Die Gestaltungsfreiheit setzt also voraus, dass ich die kausalen Zusammenhänge in der Welt korrekt erkenne. Und dies wiederum setzt nicht nur einen geeigneten Erkenntnisapparat voraus, 5 sondern vor allem auch eine berechenbare Kausalstruktur der Welt. Und über diese kann ich natürlich mit letzter Sicherheit nichts sagen. Meine etwaige Gestaltungsfreiheit steht also immer unter dem Vorbehalt des radikalen skeptischen Zweifels. Aber ein Zweifel ist noch kein Gegenbeweis, und insofern stellt sich die Frage, wie man mit der Ungewissheit umgeht: gibt 10 man die Hoffnung auf oder spekuliert man eben darauf, dass der oberflächliche Anschein, dass nämlich die Welt nach kausalen Gesetzen funktioniert, die gleichförmig sind und mir den handelnden Eingriff zur Erreichung meiner Ziele erlauben, nicht trügt, und das gelegentlich Scheitern meiner Handlungen auf Ungenauigkeit im Urteil zurückzuführen ist und nicht 15 auf völlige Unberechenbarkeit der Welt. Die Gestaltungsfreiheit ist also angesichts des skeptischen Zweifels mitnichten verloren, sie unterliegt lediglich einer gewissen Ungewissheit. Mit anderen Worten: Ich weiß nicht, ob ich über Gestaltungsfreiheit verfüge, die Möglichkeit lässt sich aber auch nicht ausschließen.

3 Kausalität

Kausalität ist sowohl im alltäglichen Leben als auch in der wissenschaftlichen Forschung ein grundlegendes Prinzip. Sie gibt den Vorgängen in der Welt eine geordnete, berechenbare Struktur, von der sich sowohl der
5 Alltagsmensch als auch der wissenschaftliche Forscher in ihrem Handeln leiten lassen.

Eine Ursache verursacht eine Wirkung. Dies ist die einfachste Form der Kausalität. Nach einer ersten naiven Betrachtung ist diesem Prinzip wesentlich seine Allgemeingültigkeit, und zwar in zweierlei Hinsicht: Erstens
10 hat alles eine Ursache und eine Wirkung.⁷ Zweitens muss, wenn A die Ursache von B ist, auf jedes A ein B folgen. Dass manche Vorgänge in der Welt kausal bestimmt sind und andere nicht, ist kaum vorstellbar. Und vor allem würde es den praktischen Nutzen des Kausalitätsprinzips aufheben, weil es dann eben nicht mehr als Grundlage für Voraussagen geeignet wäre;
15 und die Möglichkeit von Voraussagen ist es eben, die die Berechenbarkeit ausmacht, durch die Kausalität ihren praktischen Nutzen erhält.

Versucht man nun, die Abläufe in der Welt nach diesem Prinzip zu beschreiben, so stößt man allerdings sehr schnell an Grenzen. In der Praxis treten solche monokausalen Beziehungen, bei denen eine Wirkung auf
20 genau eine Ursache zurückgeführt werden kann, eher selten auf. Zumindest

7 Es gibt eine Ausnahme bezüglich der Allgemeingültigkeit des Kausalprinzips: Der Urknall ist der Ursprung der Kausalität und ist seinerseits nicht kausal bestimmt. Diese einmalige Ausnahme bedeutet jedoch nicht, dass das Kausalprinzip, wenn es zur Berechenbarkeit der Welt beitragen soll, weitere Ausnahmen zulassen könnte.

kommt zu einer Hauptursache meistens noch eine Menge von Rahmenbedingungen, ohne die die Wirkung auch nicht eintreten würde. In einem solchen Fall entsteht eine Wirkung also aus einem Zusammenwirken mehrerer Ursachen. Viele große Katastrophen entstehen beispielsweise aus
5 einer Verkettung unglücklicher Umstände. Andersherum hat eine Ursache auch nicht immer nur genau eine Wirkung. Nebenwirkungen von Medikamenten sind hierfür ein anschauliches Beispiel. Wenn nun jede Wirkung ihrerseits wieder zu einer Ursache wird, die zum einen mit anderen Ursachen zusammenwirken, und zum anderen mehrere Wirkungen
10 hervorbringen kann, so entsteht sehr schnell ein komplexes Netz polykausaler Zusammenhänge, die eine eindeutige Zuordnung von Ursache und Wirkung kaum noch ermöglichen.

In diesem Kapitel soll dargestellt werden, unter welchen Gesichtspunkten man sich dem Thema Kausalität philosophisch nähern kann. Als wertvolle
15 Quelle erweist sich dabei Hume.⁸ Weitere Grundlagen liefern Mackie⁹, Goodman¹⁰ und Kant.¹¹ Ziel dieses Kapitels ist dabei keineswegs eine philosophiehistorisch vollständige Darstellung des Themas Kausalität. Vielmehr geht es darum, für die weiteren Überlegungen der vorliegenden Arbeit einen systematischen Rahmen abzustecken, innerhalb dessen die
20 nachfolgende Argumentation entwickelt werden kann.

Humes Beitrag zum Thema Kausalität ist sehr vielschichtig. Viele spätere Theoreme sind bei ihm bereits angelegt. Humes Beitrag kann grob in zwei Teile gegliedert werden. Im ersten kritisiert er die alltägliche Rede von

8 *Vgl. Hume 1966*

9 *Vgl. Mackie 2002*

10 *Vgl. Goodman 1988*

11 *Vgl. Kant 1998*

Kausalität, im zweiten versucht er darzulegen, was seiner Meinung nach bei Berücksichtigung seiner Kritik vom Kausalitätsbegriff noch übrigbleibt. Bei Hume finden sich bei genauer Betrachtung drei verschiedene Kausalitätsbegriffe. Gleichzeitig hat Hume zur Differenzierung von
5 ontologischer und epistemologischer Betrachtung der Kausalität maßgeblich beigetragen. Die folgenden Abschnitte sind inhaltlich an Humes Systematik angelehnt, erschöpfen sich jedoch nicht in einer Darstellung seiner Gedanken. Vielmehr werden diese mit den Beiträgen der anderen oben erwähnten Denker zu einer systematischen Analyse kombiniert.

10 In 3.1 wird die Trennung zwischen ontologischer und epistemologischer Betrachtung von Kausalität ausgearbeitet. Damit wird das Feld abgesteckt, das im Weiteren zur Analyse ansteht. Mithin hat dieser Abschnitt vorbereitenden Charakter.

In 3.2 wird untersucht, wie aus regelmäßigen Zusammenhängen die
15 Vorstellung einer notwendigen Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung entsteht und welche Konsequenzen daraus für die Analyse des Kausalitätsbegriffs folgen. Hier wird Humes erster Kausalitätsbegriff mit Mackies „INUS“-Modell¹² erweitert und präzisiert. Ziel von Mackies Modell ist es, die humesche Regularitätstheorie auch für die Analyse polykausaler
20 Zusammenhänge fruchtbar zu machen, die mit einem einfachen Ursache-Wirkungs-Modell nicht hinreichend erklärbar sind.

In 3.3 wird dargelegt, wie sich kausale Strukturen mittels irrealer Bedingungssätze beschreiben lassen. Dazu wird Humes zweiter Kausalitätsbegriff mit Goodmans Analyse irrealer Bedingungssätze
25 kombiniert. Das Interesse liegt hier insbesondere auf Überlegungen, ob und

¹² Vgl. Mackie 2002

inwiefern Aussagen über kausale Zusammenhänge auf Fälle ausgedehnt werden können, die tatsächlich nicht eingetreten sind, und nach welchen Kriterien die Wahrheit solcher Aussagen beurteilt werden könnte.

5 In 3.4 wird erwogen, inwiefern Kausalität als konstruktivistisches Ordnungsprinzip verstanden werden kann. Dazu wird Humes dritter Kausalitätsbegriff mit den Gedanken Kants kombiniert. Der Schwerpunkt der Analyse liegt bei diesem Ansatz in der ordnenden Wahrnehmung von kausalen Abfolgen durch den menschlichen Verstand.

10 In 3.5 wird erörtert, welche Bedeutung eine etwaige notwendige Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung aus pragmatischer Sicht haben könnte. Damit wird der Anknüpfungspunkt für die spätere pragmatische Argumentation gesetzt.

3.1 Epistemologie und Ontologie

15 Bei der Analyse des Kausalitätsbegriffs sind zwei Ebenen zu unterscheiden. Die epistemologische Ebene ist für die praktische Lebensführung die unmittelbar relevante. Die ontologische Ebene ist auf den ersten Blick nur für theoretische Analysen von Belang.

20 Auf der epistemologischen Ebene stellt sich die Frage, wie wir Erkenntnis kausaler Zusammenhänge gewinnen. Empirische Betrachtungen stehen dabei im Mittelpunkt. Auf der ontologischen Ebene dagegen ist die Frage nach dem Wesen der Kausalität zentral. Hier geht es um tiefgreifende Erörterungen darüber, was hinter den regelmäßigen empirischen Abfolgen steckt und inwiefern man sich diesem Bereich analytisch nähern kann.

Beide Ebenen hängen eng miteinander zusammen, müssen aber in der Analyse dennoch sauber voneinander getrennt werden. Bei der Beantwortung der epistemologischen Frage muss auf empirische Ansätze zurückgegriffen werden. Die Frage ist, ob regelmäßige Zusammenhänge als

5 Kriterium für Kausalität ausreichen oder ob anhand empirischer Daten soetwas wie ein Wirkmechanismus festgestellt werden kann. Mit anderen Worten: es ist zu klären, ob die rein statistische Erhebung regelmäßiger Zusammenhänge als Mittel zur Feststellung von Kausalbeziehungen geeignet ist, oder ob es möglich bzw. notwendig ist, genauere

10 experimentalwissenschaftliche Untersuchungen vorzunehmen. An dieser Stelle knüpft die ontologische Frage an. Die Frage ist hier, worin eine Kausalbeziehung tatsächlich besteht bzw. ob Kausalität überhaupt etwas in der realen Welt Bestehendes ist oder lediglich ein konstruktivistisches Ordnungsprinzip, das das erkennende Bewusstsein in die empirischen Daten

15 hineinprojiziert. Letztlich lässt sich diese Frage nur spekulativ beantworten.

Hume hat kritisiert, dass im alltäglichen Sprachgebrauch nicht zwischen epistemologischer und ontologischer Ebene unterschieden wird. Der alltägliche Kausalitätsbegriff enthält gemäß seiner Analyse die Vorstellung einer notwendigen Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung. Diese

20 notwendige Verknüpfung lässt sich jedoch durch nichts belegen. Alles was als Grundlage für Urteile über Kausalzusammenhänge zur Verfügung steht, sind empirische Daten über die regelmäßige Abfolge gleichartiger Ereignisse. Daraus eine ontologische Basis der Kausalität abzuleiten, verbietet sich für Hume. Die Rede von einer notwendigen Verknüpfung ist für

25 ihn eine unzulässige spekulative Ausweitung des Kausalitätsbegriffs, die jeglicher wissenschaftlichen Grundlage entbehrt.

Es kann also festgehalten werden, dass die Untersuchung der Kausalität in zwei unterschiedlichen Hinsichten möglich ist, die einen jeweils eigenen Ansatz erfordern. Eine epistemologische Untersuchung muss sich auf

empirische Daten stützen, eine ontologische Untersuchung, wenn man sie nicht wie Hume aufgrund spekulativer Ungewissheit grundsätzlich ablehnt, ist eben Gegenstand spekulativer Überlegungen. In der vorliegenden Arbeit soll der spekulativ-ontologische Ansatz nicht verworfen werden. Er bildet
5 vielmehr den Kern der Analyse, die pragmatische Überlegungen in die Untersuchung einbezieht und zeigen wird, dass diese nicht gänzlich ohne Berücksichtigung der ontologischen Frage möglich ist.

3.2 Regelmäßigkeit und Notwendigkeit

*[...] we may define a cause to be an object, followed by another, and
10 where all the objects similar to the first are followed by objects similar to the second.¹³*

Hume beschreibt eine Ursache hier als hinreichende Bedingung für die Wirkung. Die Grundlage des Kausalitätsbegriffs ist nach Hume allein die Beobachtung regelmäßiger Abfolgen gleichartiger Ereignisse in räumlicher
15 und zeitlicher Nähe. Wenn in der empirischen Beobachtung immer wieder auf jedes A ein B folgt, entsteht daraus die Vorstellung einer notwendigen Verknüpfung zwischen A und B. Diese Vorstellung, die Teil des alltäglichen Kausalitätsbegriffs ist, lehnt Hume jedoch ab. Wenn B aus A mit Notwendigkeit folgen würde, so müsste es möglich sein, allein aus der
20 Analyse von A vorauszusagen, dass darauf B folgen muss. Und diese Voraussage wäre nicht erst dann möglich, wenn mehrere As beobachtet wurden und jedes mal ein B darauf folgte, sondern bereits bei der ersten Untersuchung des ersten As. Dies ist jedoch nach Hume nicht möglich.

13 Hume 1966, S. 83

Jegliche wissenschaftliche Erkenntnis beruht auf Beobachtung regelmäßiger Zusammenhänge. Die Ursache allein sagt noch nichts über ihre zu erwartende Wirkung aus. So bleibt epistemologisch nach Hume nur die regelmäßige Verknüpfung als Kriterium für Kausalität. Und ontologisch ließe
5 sich über das Wesen der Kausalität „in the objects“ nur spekulieren. Und da Hume eine Philosophie mit wissenschaftlicher Exaktheit anstrebt, verbietet sich für ihn jegliche derartige Spekulation.

Wenn man nun im Sinne Humes versucht, die Welt mit regelmäßigen Kausalzusammenhängen zu erklären, stößt man schnell an Grenzen. Nur
10 selten ist eine Wirkung eindeutig auf eine Ursache zurückzuführen. Und die Ursache, die in einem Fall eine bestimmte Wirkung hervorbringt, tut dies in einem anderen Fall nicht. Insofern wäre Humes Modell zur Erklärung der Welt schlicht unbrauchbar. Es gibt aber durchaus die Möglichkeit, solche
15 scheinbaren Unregelmäßigkeiten innerhalb des Regularitätsmodells aufzufangen und auch polykausale Strukturen zu erklären.

Es ist zweifelsohne denkbar, dass es in polykausalen Zusammenhängen verschiedene Mengen von Ursachen geben kann, die dieselbe Wirkung hervorbringen. Weder die Beschreibung von Kausalität als hinreichende Bedingung noch die Beschreibung als notwendige Bedingung treffen also
20 den Punkt genau. Hier setzt Mackie mit seinem INUS-Modell an.¹⁴ **INUS** steht für „Insufficient but **N**ecessary part of a condition that is itself **U**necessary but **S**ufficient“. Dieses Modell geht davon aus, dass es verschiedene Mengen von Ursachen gibt, die ein und dieselbe Wirkung hervorbringen können. Dabei spielt nicht nur die jeweilige Hauptursache, die
25 letztlich die Wirkung auslöst, eine Rolle, sondern auch alle relevanten Rahmenbedingungen und Nebenursachen, die zur Wirkung in irgendeiner

14 Vgl. Mackie 2002

Weise beitragen. Jede dieser Mengen von Ursachen ist hinreichend für die Verursachung der Wirkung (die Wirkung kommt zustande), aber nicht notwendig (es gibt auch andere Mengen von Ursachen, die die gleiche Wirkung hervorbringen können). Dies ist der zweite Teil von INUS

5 (unnecessary but sufficient). Der erste Teil (insufficient but necessary) beschreibt einen Teil einer Menge von Ursachen, der innerhalb dieser Menge notwendig für die Hervorbringung der Wirkung ist, der allerdings allein nicht ausreicht. Bei der Beschreibung kausaler Zusammenhänge gilt es nun einerseits, diejenigen Mengen von Ursachen zu identifizieren, die für

10 die Wirkung hinreichend sind, und andererseits innerhalb jeder einzelnen Menge genau die Einzelursachen und Rahmenbedingungen zu finden, die im jeweiligen Kontext notwendig sind. Ein Beispiel wird dies verdeutlichen. Man stelle sich vor, ein Auto kommt von der Straße ab. Die Straße war nass, das Profil der Reifen abgefahren, der Fahrer betrunken und die

15 Geschwindigkeit überhöht. All diese Umstände haben dazu beigetragen, dass das Auto von der Straße abgekommen ist. Es liegen also in diesem Fall vier Teilursachen vor, die gemeinsam die Wirkung hervorgerufen haben. Keine dieser Teilursachen hätte allein das Abkommen von der Fahrbahn bewirkt. Die nasse Straße wäre kein Problem gewesen, wenn die Reifen

20 intakt, der Fahrer nüchtern und die Geschwindigkeit angepasst gewesen wäre. Und auch zwei oder drei der genannten Bedingungen hätten noch nicht zum Unfall geführt. Wäre die Straße trocken gewesen, wäre nichts passiert; wären die Reifen intakt gewesen, wäre nichts passiert; wäre der Fahrer nüchtern gewesen, wäre nichts passiert; wäre die Geschwindigkeit

25 angepasst gewesen, wäre nichts passiert. Nur alle vier Teilursachen gemeinsam waren hinreichend für die Wirkung. Also war in diesem Fall jede einzelne Teilursache notwendig, um eine hinreichende Bedingung für die Wirkung hervorzubringen. Gleichzeitig ist aber diese hinreichende Verkettung von Teilursachen nicht notwendig um das Auto von der Fahrbahn

30 abzubringen. Es sind auch andere Konstellationen denkbar, unter denen das

Auto von der Fahrbahn abkommt. Trotz trockener Fahrbahn, ausreichendem Reifenprofil, nüchternem Fahrer und angepasster Geschwindigkeit könnte das Auto von einer Windbö erfasst werden und gleichzeitig ein Defekt an der Lenkung auftreten, der den Fahrer am Gegenlenken hindert. Das Ergebnis
5 wäre das gleiche wie in obigem Beispiel. Es lassen sich sicherlich noch nahezu unendlich viele Beispiele konstruieren, die alle zu dem gleichen Ergebnis führen, das aber jeweils von einer anderen Verkettung von Teilursachen verursacht wird.

Mit dieser Verfeinerung lässt sich nun Humes Ansatz der regelmäßigen
10 Abfolge von Ursache und Wirkung auch für die Betrachtung komplexer polykausaler Szenarien nutzbar machen. Dabei hat eine bestimmte Ursache nicht unbedingt immer die gleiche Wirkung, aber eine bestimmte Menge von relevanten Teilursachen hat, wo immer sie auftritt, die gleiche Wirkung.

3.3 Irreale Bedingungssätze

15 *„[...] we may define a cause to be an object, followed by another, [...] where, if the first object had not been, the second never had existed.“¹⁵*

Hume beschreibt hier eine Ursache als notwendige Bedingung ihrer Wirkung. Anders als im ersten Ansatz, wo die Ursache als hinreichende
20 Bedingung für die Wirkung beschrieben wird, ist eine bestimmte Ursache nach diesem Ansatz unverzichtbar für die Hervorbringung der Wirkung. Das A die Ursache von B ist, bedeutet demnach nicht, dass auf jedes A ein B

15 Hume 1966, S. 83

folgt, sondern das jedem B ein A voraus geht. Während es also nach der Beschreibung einer Ursache als hinreichende Bedingung denkbar ist, dass es ein B gibt, dem kein A vorausgeht, ist es nach der Beschreibung einer Ursache als notwendiger Bedingung denkbar, dass es ein A gibt, dem kein B
5 folgt. Die Betrachtungsweise der Kausalbeziehung wird also umgekehrt, d. h. die Untersuchung erfolgt von der Wirkung rückwärts zur Ursache und nicht von der Ursache vorwärts zur Wirkung. Diese Beschreibung der Kausalbeziehung wird nun mit irrealen Bedingungssätzen vorgenommen.

Die Theorie der irrealen Bedingungssätze geht auf Nelson Goodman
10 zurück.¹⁶ Für Goodman ist die Möglichkeit, irrealer Bedingungssätze zu interpretieren, ein unerlässlicher Bestandteil einer brauchbaren Wissenschaftstheorie. Nur mit ihrer Hilfe können Hypothesen aufgestellt und wissenschaftliche Theorien zu allgemeinen Voraussagen benutzt werden. Das logische Problem der irrealen Bedingungssätze besteht nun darin, dass
15 sie wahrheitsfunktional immer wahr sind, da ja ihr Vordersatz falsch ist. Wird über ein Stück Butter, das gestern gegessen wurde, ausgesagt

„Wenn dieses Stück Butter auf 65° C erwärmt worden wäre, wäre es geschmolzen.“¹⁷

so ist diese Aussage formallogisch genauso wahr wie die Aussage über
20 dasselbe Stück Butter

„Wenn dieses Stück Butter auf 65° C erwärmt worden wäre, wäre es nicht geschmolzen.“¹⁸

16 Vgl. Goodman 1988, S. 17 ff.

17 Goodman 1988, S. 18

18 ebenda

Da das Stück Butter nicht mehr existiert, kann keine der beiden Aussagen empirisch überprüft werden. Und formallogisch sind eben beide wahr. Es müssen also andere Kriterien für die Wahrheit irrealer Bedingungssätze gefunden werden. Goodman nähert sich diesen Kriterien, indem er die

5 Möglichkeit erwägt, irrealer Bedingungssätze in reale Bedingungssätze mit wahrem Vorder- und Nachsatz umzuformen. Aus obigem Beispiel ergibt sich dann der reale Bedingungssatz

„Da diese Butter nicht geschmolzen ist, ist sie nicht auf 65° C erwärmt worden.“¹⁹

- 10 Was Goodman damit zeigen will, ist, dass es nicht auf die grammatische Form des irrealen Bedingungssatzes ankommt. Vielmehr entscheidet die inhaltliche Verbindung zwischen Vorder- und Nachsatz darüber, ob der irrealer Bedingungssatz wahr oder falsch ist. Wenn die Verbindung tatsächlich besteht, ist der irrealer Bedingungssatz wahr, wenn nicht, falsch.
- 15 Und vor allem ist der irrealer Bedingungssatz auch dann falsch, wenn durch eine zufällige Tatsache sowohl Vorder- als auch Nachsatz wahr sind, aber eben keine inhaltliche Verbindung besteht.

Um diese Verbindung zu ergründen, bezieht Goodman die Rahmenbedingungen mit in die Betrachtung ein. Die Wahrheit des Satzes

- 20 *„Wenn das Streichholz angestrichen worden wäre, hätte es sich entzündet.“²⁰*

19 *ebenda*

20 Goodman 1988, S. 20

ist abhängig von Voraussetzungen wie hinreichender Trockenheit, dem Vorhandensein einer ausreichenden Menge Sauerstoff usw. Sollte eine dieser Voraussetzungen nicht gegeben sein, könnte auch der folgende Satz wahr sein:

- 5 „Auch wenn das Streichholz angestrichen worden wäre, hätte es sich doch nicht entzündet.“²¹

Um die Wahrheit eines irrealen Bedingungssatzes feststellen zu können, braucht man also Informationen über die relevanten Rahmenbedingungen. Diese können in einer Satzmenge ausgedrückt werden.²² Diese Satzmenge
10 darf nun nicht eine komplette Beschreibung der Welt, wie sie tatsächlich ist, umfassen. Denn in dieser Satzmenge wäre ja, wie Goodman bemerkt, die Negation des Vordersatzes des irrealen Bedingungssatzes enthalten. Und der irrealer Bedingungssatz sagt ja gerade etwas aus über den Fall, dass der Vordersatz wahr wäre, was ein offensichtlicher Widerspruch zur Negation
15 des Vordersatzes wäre. Die Satzmenge, die die Rahmenbedingungen beschreibt, muss daher auf die tatsächlich relevanten Sätze beschränkt sein. Es geht also um eine Beschreibung desjenigen Ausschnitts aus der Welt, der genau für das Folgen des Nachsatzes aus dem Vordersatz verantwortlich ist.

20 Die Verbindung muss außerdem gesetzmäßig sein. Nur dann ist der irrealer Bedingungssatz wahr. Nur dann ist sichergestellt, dass wirklich in jedem Fall die Verbindung besteht. Sonst wäre es einfach Zufall. Und ein irrealer Bedingungssatz drückt eben nicht aus, dass etwas zufällig so ein könnte,

21 *ebenda*

22 *Goodman nähert sich hier einem ähnlichen Ansatz wie Mackie mit seinem INUS-Modell.*

sondern er behauptet, dass aus der Wahrheit seines Vordersatzes die Wahrheit seines Nachsatzes folgen würde. Es ist offensichtlich, dass es sich bei der beschriebenen Gesetzmäßigkeit nicht um eine formallogische handeln kann. Vielmehr muss es eine kausale Gesetzmäßigkeit sein, nach
5 der aus dem Vordersatz in Verbindung mit den relevanten Rahmenbedingungen der Nachsatz folgt. Nur durch ein kausales Gesetz ist sichergestellt, dass aus einer bestimmten Ursache, bzw. einem bestimmten Bündel von Ursachen und Rahmenbedingungen, immer eine bestimmte Wirkung hervorgeht. Das Problem ist also die Beschreibung kausaler
10 Gesetzmäßigkeiten.

Da, wie Hume gezeigt hat, keine verursachende Kraft in der Ursache festgestellt werden kann, müssen die kausalen Gesetze, die für die Wahrheit irrealer Bedingungssätze verantwortlich sind, anders erfasst werden. Insbesondere muss ein scharfes Trennungskriterium zwischen kausalen
15 Zusammenhängen und zufälligen Tatsachen gefunden werden.

Nach Goodman nutzt man zur Folgerung des Nachsatzes aus dem Vordersatz und den relevanten Rahmenbedingungen einen allgemeinen Grundsatz, der der Verallgemeinerung des betreffenden irrealen Bedingungssatzes entspricht. Der allgemeine Grundsatz, nach dem der
20 Satz:

„Wenn das Streichholz angestrichen worden wäre, hätte es sich entzündet.“²³

wahr ist, lautet

23 Goodman 1988, S. 34

„Jedes Streichholz, das angestrichen wird, das richtig hergestellt und hinreichend trocken ist, sich in genügend Sauerstoff befindet usw., entzündet sich.“²⁴

Der irrealer Bedingungssatz ist also ein Einzelfall eines allgemeinen
5 Grundsatzes. Und in diesem Fall drückt der allgemeine Grundsatz offensichtlich eine kausale Gesetzmäßigkeit aus. Und anhand dieser Gesetzmäßigkeit kann der Einzelfall entschieden werden.

Anders sieht es im folgenden Fall aus. Wenn alles, was sich am 1. Januar
2010 in meiner Hosentasche befand, aus Silber war, so folgt daraus nicht die
10 Wahrheit des irrealen Bedingungssatzes

Wenn sich dieser Cent am 1. Januar 2010 in meiner Hosentasche befunden hätte, wäre er aus Silber gewesen.²⁵

In diesem Fall drückt die allgemeine Aussage offensichtlich keine kausale
Gesetzmäßigkeit aus, sondern eine zufällige Tatsache. Und wenn dieser
15 Cent sich tatsächlich in meiner Hosentasche befunden hätte, wäre die zufällige Tatsache, dass alles in meiner Hosentasche aus Silber ist, eben nicht mehr gegeben, und somit die allgemeine Aussage nicht mehr wahr. Dabei sehe ich mal von der Möglichkeit ab, dass meine Hosentasche so beschaffen ist, dass sich alles darin Befindliche in Silber verwandelt – ein
20 Phänomen, das ich leider noch bei keiner meiner Hosen feststellen konnte.

Der charakteristische Unterschied zwischen einer zufällig allgemeingültigen
Tatsache und einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit besteht also darin, dass
aus letzterer Voraussagen über noch ungeprüfte Einzelfälle abgeleitet

24 ebenda

25 frei nach Goodman 1988, S. 35

werden können, während erstere erst nach Prüfung aller Einzelfälle behauptet werden darf. Die Gesetzmäßigkeit wird aus einer begrenzten Menge von Einzelfällen gewonnen und induktiv verallgemeinert, während die allgemeine Aussage, die eine zufällige Tatsache behauptet, das Ergebnis
5 einer vollständigen Untersuchung aller Einzelfälle ist und nicht induktiv auf weitere Fälle angewendet wird.

Das Kriterium ist also deutlich. Die praktische Anwendung kann natürlich im Einzelfall dennoch Schwierigkeiten bei der Unterscheidung zwischen kausaler Gesetzmäßigkeit und zufälliger Tatsache bereiten. Denn woher
10 weiß man, dass es sich um eine kausale Gesetzmäßigkeit handelt? Wie Hume gezeigt hat, lässt sich so etwas wie eine metaphysische Kraft, die zwischen Ursache und Wirkung aktiv wäre, nicht feststellen. Sicher feststellen lassen sich nur regelmäßige Abfolgen. Und wenn diese auf einer Gesetzmäßigkeit beruhen, werden sie sich sicher auch bei der Voraussage
15 zukünftiger Fälle bewähren. Aber auch eine Regelmäßigkeit, die sich schon oft in der Voraussage weiterer Einzelfälle bewährt hat, kann immer noch Zufall sein. Man kann also nie ganz sicher sein, ob man es tatsächlich mit einem kausalen Gesetz oder einer zufälligen Tatsache zu tun hat. Was ein kausales Gesetz im Unterschied zu einer zufälligen Tatsache ist, ist jedoch
20 einigermaßen klar. Es gibt in dieser Frage also Raum für Spekulationen.

3.4 Kausalität als konstruktivistisches Ordnungsprinzip

„We may, therefore, [...] form another definition of a cause, and call it, an object followed by another and whose appearance always conveys the thought to that other.“²⁶

26 Hume 1966, S. 83

Hier beschreibt Hume Kausalität als ein konstruktivistisches Ordnungsprinzip, das vom wahrnehmenden Bewusstsein in die Welt hineinprojiziert wird. Demnach lässt sich über die tatsächlich in der Welt ablaufenden kausalen Prozesse überhaupt nichts aussagen. Lediglich die
5 bewusste Wahrnehmung ordnet die empirischen Erscheinungen in der Art, dass sie kausale Zusammenhänge „erkennt“.

Dieser Ansatz findet sich auch in Kants Betrachtung der Kausalität wieder. Kant verschiebt die Kausalität von der Apprehension in die Apperzeption.²⁷ Die Kausalität ist also nach Kant nicht in der empirischen Wahrnehmung
10 selbst, sondern in der bewussten Aufnahme des Wahrgenommenen durch den Verstand zu verorten. Der Verstand ist so angelegt, dass er zeitliche Abfolgen empirischer Wahrnehmungen durch ein kausales Raster betrachtet. Dieses Raster gibt der Wahrnehmung eine innere Logik, nach der, wenn A die Ursache von B ist, A nur B vorausgehen und B nur auf A
15 folgen kann.

Ein Problem, auf das Kant bei seiner Analyse der Kausalität stößt, ist dasjenige der Gleichzeitigkeit von Ursache und Wirkung. Sein Beispiel ist eine Kugel, die in einem Kopfkissen ein Grübchen verursacht.²⁸ Kugel und Grübchen sind gleichzeitig vorhanden. Aber das Grübchen entsteht erst,
20 wenn die Kugel auf das Kissen gelegt wird. Die Kugel verursacht also das Grübchen. Wenn dagegen aus irgendeinem anderen Grund schon ein Grübchen vorhanden ist, verursacht das keine Kugel. Auch hier ist die Reihenfolge also letztendlich doch wieder deutlich.

²⁷ Vgl. Kant 1998 S. 286 ff.

²⁸ Vgl. ebenda

Bei der zeitlichen Abfolge handelt es sich demnach nicht unbedingt um ein Aufeinanderfolgen-mit-einem-gewissen-zeitlichen-Abstand. Entscheidend ist, dass die Ursache notwendig der Wirkung vorausgehen muss, auch wenn sie sich zeitlich mit ihr überschneiden kann. Wenn das Feuer im Ofen sich
5 zeitlich mit der Wärme der Raumluft überschneidet, so war doch zuerst das Feuer da, und dann erst hat die Raumluft angefangen, sich zu erwärmen.

Man könnte den hier vorgestellten Ansatz als einen rein epistemologischen Auffassen. Man könnte aber auch noch einen Schritt weiter gehen und ihn als ontologischen Ansatz auffassen. Dann würde das Wesen der Kausalität
10 eben nicht in Vorgängen in der realen Welt bestehen, sondern lediglich in der ordnenden Wahrnehmung durch den Menschen. So etwas wie ein Wirkmechanismus, Kausalität „in the objects“, wäre in einem solchen Ansatz nicht vorgesehen. Kausale Ordnungen entstünden ähnlich dem Prinzip der Skinner-Tauben.^{29 30}

15 Bei Skinners Experiment befinden sich einzelne Tauben in je einem abgeschlossenen Käfig. In regelmäßigen Abständen wird durch eine automatische Vorrichtung Futter in den Käfig dosiert. Die Tauben bringen das Futter in Verbindung mit dem Verhalten, dass sie gerade zufällig in diesem Moment zeigen. Sie zeigen dieses Verhalten daraufhin häufiger, und
20 dementsprechend überschneidet sich dieses Verhalten immer öfter mit der festgelegten zeitlichen Abständen erfolgenden Futterdosierung. Die Tauben gewinnen so allmählich die Gewissheit, mit ihrem Verhalten die Futterdosierung beeinflussen zu können, die in Wirklichkeit in von außen festgelegten Abständen regelmäßig erfolgt.

29 Vgl. Skinner 1947

30 Vgl. Riedl 1985

Einen ähnlichen Mechanismus beschreiben Hume und Kant, wenn sie den Einfluss regelmäßiger Abfolgen auf das Denken analysieren. Über die tatsächlichen Zusammenhänge in der realen Welt lässt sich nichts herausfinden. Aber es lassen sich Regelmäßigkeiten feststellen, die vom Menschen als kausale verstanden werden. Man könnte in diesem Sinne die Rede von Ursache und Wirkung als einen Aberglauben bezeichnen, der durch zufällige Konditionierung entsteht. Auch hier wird wieder die Ungewissheit deutlich, die in der Frage der Kausalität besteht. Eine Antwort auf diese Frage kann nur spekulativer Natur sein.

10 **3.5 Verknüpfte vs. nicht verknüpfte Abfolge**

Gemäß dem alltäglichen Kausalitätsverständnis schreitet eine Kausalkette im Laufe der Zeit voran. Eine Ursache verursacht eine Wirkung, die ihrerseits wieder zu einer Ursache wird und eine weitere Wirkung nach sich zieht. Alles hat eine Ursache und eine Wirkung, so dass die ganze Welt kausal geordnet erscheint. Diese kausale Ordnung dient dem handelnden Alltagsmenschen als Orientierung und hilft ihm, das zu tun, was zur Erreichung seines jeweiligen Handlungsziels notwendig ist.

Wie Hume bemerkt hat, lässt sich zwischen Ursache und Wirkung jedoch keine notwendige Verknüpfung nachweisen. Die Ontologie der Kausalität lässt sich demnach nicht ergründen. Ob zwischen Ursache und Wirkung eine wie auch immer geartete notwendige Verknüpfung im ontologischen Sinne besteht, ist also Gegenstand spekulativer Überlegungen. Es drängt sich somit die Frage auf, ob eine Antwort auf die ontologische Frage überhaupt erforderlich ist. Empirisch lassen sich gewisse Regelmäßigkeiten im Ablauf der Dinge feststellen. Und für die praktische Lebensführung werden diese Regelmäßigkeiten alltäglich erfolgreich genutzt.

Die vorangehend dargestellten Ansätze zeigen verschiedene Möglichkeiten auf, die bestehenden Regelmäßigkeiten zu deuten. Eine Ursache kann als notwendige oder hinreichende Bedingung ihrer Wirkung betrachtet werden. Komplexere polykausale Zusammenhänge lassen sich mit Hilfe von Mackies

5 INUS-Modell erklären. Und schließlich kann Kausalität in einer kantischen Interpretation als konstruktivistisches Ordnungsprinzip verstanden werden. Allen diesen Ansätzen ist gemein, dass sie auf die ontologische Frage keine verbindliche Antwort liefern können. Und für das praktische Leben ist eine ontologische Antwort auf den ersten Blick eben auch nicht wichtig.

10 Man könnte nun versuchen, unter Umgehung der ontologischen Frage, die empirischen Regelmäßigkeiten mit einer statistischen Betrachtung in den Griff zu bekommen. Auf den ersten Blick würde man damit die von Hume abgelehnte ontologische Spekulation vermeiden und könnte dennoch praktisch mit dem Konzept der Kausalität arbeiten. Man könnte den Lauf der

15 Dinge einfach statistisch erfassen und die daraus gewonnenen Erkenntnisse induktiv verallgemeinern, ohne ihren ontologischen Status genauer klären zu müssen.

Dabei ergibt sich jedoch ein Problem. Das von Hume abgelehnte alltägliche Kausalitätsverständnis geht von einer Verknüpfung zwischen Ursache und

20 Wirkung aus, die sich nicht nur in der regelmäßigen Abfolge gleichartiger Ereignisse erschöpft. Und auch wenn sie nicht bewiesen werden kann, kommt einer solchen etwaigen ontologischen Verknüpfung im Hinblick auf den alltäglichen Umgang mit Kausalität eine entscheidende Bedeutung zu. Durch eine solche Verknüpfung wäre nämlich die Kontinuität zwischen

25 Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gewährleistet. Die gegenwärtigen Ereignisse sind von vergangenen Ereignissen beeinflusst, die zukünftigen werden von den gegenwärtigen beeinflusst. Auf diese Weise wäre die Verbindung hergestellt, die eine Voraussage aufgrund bisher beobachteter Regelmäßigkeiten rechtfertigen kann. Ohne diese Verbindung wären

bisherige Ereignisse nicht mit zukünftigen verbunden. Die induktive Übertragung bisheriger Erfahrungen auf die Zukunft wäre dann nicht gerechtfertigt. Wenn sich in der regelmäßigen Abfolge von Ursache und Wirkung also tatsächlich eine notwendige Verknüpfung zeigen würde, so
5 könnte man tatsächlich gerechtfertigter Weise davon ausgehen, dass die bisher festgestellten Regelmäßigkeiten auch in Zukunft weiter bestehen blieben. Wenn eine solche Verknüpfung nicht besteht, wären die regelmäßigen Abfolgen, die empirisch in der Vergangenheit festgestellt wurden, einfach Zufall, und würden keinerlei Vorhersagen über zukünftige
10 Regelmäßigkeiten zulassen. Statistische Daten über die Vergangenheit wären dann offensichtlich nicht dazu geeignet, Voraussagen über zukünftige Regelmäßigkeiten zu rechtfertigen. Die Situation wäre somit vergleichbar mit den Skinner-Tauben, der Eindruck einer notwendigen Verknüpfung lediglich eine Täuschung.

15 Solange der ontologische Status der Kausalität offen ist, könnten regelmäßige Abfolgen einfach Zufall sein. Daraus abgeleitete statistische Wahrscheinlichkeiten hätten zwar scheinbar eine gewisse Vorhersagekraft, würden aber keinerlei notwendige Verknüpfung ausdrücken, die geeignet wäre, tatsächlich zuverlässige Voraussagen über die Wirkung einer Ursache
20 zu machen. Auch eine Verfeinerung mittels Mackies INUS-Modell würde lediglich die Komplexität erhöhen, aber keinerlei Erkenntnismehrwert liefern.

Es bleibt also festzuhalten, dass der praktische Nutzen der Kausalität nur wirklich verlässlich gegeben ist, wenn die empirischen Regelmäßigkeiten eine feste ontologische Basis haben, die in einer notwendigen Verbindung
25 zwischen Ursache und Wirkung besteht. Aber über eine solche Verbindung lässt sich nur spekulieren. An diesem Punkt wird Kapitel 6 anknüpfen mit dem Versuch, eine pragmatische Argumentation zu entwickeln, die einerseits die ontologische Ungewissheit berücksichtigt, und gleichzeitig andererseits

die offene Frage einer spekulativen Antwort zuzuführen. Was bis hierhin zu zeigen war, ist, dass eine etwaige ontologische Basis der Kausalität sehr wohl Relevanz für die pragmatische Ebene hat.

4 Intentionalität

5 „Jedes psychische Phänomen ist durch das charakterisiert, was die Scholastiker des Mittelalters die intentionale (auch wohl mentale) Inexistenz eines Gegenstandes genannt haben, und was wir, obwohl mit nicht ganz unzweideutigen Ausdrücken, die Beziehung auf einen Inhalt, die Richtung auf ein Objekt (worunter hier nicht eine Realität zu verstehen ist), oder die immanente Gegenständlichkeit nennen würden. Jedes enthält etwas als Objekt in sich, obwohl nicht jedes in gleicher Weise.“³¹

10 Husserl zitiert hier Brentano, der wiederum an den Intentionalitätsbegriff der Scholastiker anknüpft. Bei Brentano ließt man weiter:

15 „In der Vorstellung ist etwas vorgestellt, in dem Urteile ist etwas anerkannt oder verworfen, in der Liebe geliebt, in dem Hasse gehaßt, in dem Begehren begehrt usw. Diese intentionale Inexistenz ist den psychischen Phänomenen ausschließlich eigentümlich. Kein physisches Phänomen zeigt etwas Ähnliches.“³²

Anhand der Ansätze von Brentano und Husserl soll im Folgenden der Begriff der Intentionalität analysiert werden. Dabei kommt es wiederum wie im Kausalitätskapitel nicht auf eine vollständige Darstellung der philosophiehistorischen Begriffsgeschichte an, sondern auf die Entwicklung einer systematischen Basis für die weiteren Überlegungen der vorliegenden Arbeit. Da Husserl und Brentano sich mit den antiken und scholastischen

31 Brentano 1955, S. 124 f., zitiert nach Husserl 1975, S. 26

32 Brentano 1973, S.125

Intentionalitätsbegriffen auseinandergesetzt und daran angeknüpft haben, wird es also für den Zweck der vorliegenden Arbeit ausreichen, diese beiden Autoren als Quelle und systematische Basis heranzuziehen für eine kompakte inhaltliche Analyse des Intentionalitätsbegriffs.

- 5 Intentionalität im Allgemeinen bezeichnet nach Brentano wie auch nach Husserl die Gerichtetheit eines subjektiven Bewusstseinsaktes auf ein Objekt. Alle Objekte, die in irgendeiner Form im Bewusstsein präsent sind, sind Gegenstand der Intentionalität. Die Präsenz der Objekte im Bewusstsein kann nun verschiedene Formen annehmen. Dabei muss das
- 10 Objekt nicht unbedingt real existieren. Die Präsenz im Bewusstsein reicht aus, um Gegenstand des intentionalen Aktes zu sein.

Analog zu Kapitel 3 bilden die Abschnitte 4.1 und 4.5 eine Art Klammer um die Abschnitte 4.2 bis 4.4. 4.1 hat einen einführenden Charakter, während 4.5 den Anknüpfungspunkt für die weitere Argumentation liefert. 4.2 bis 4.4

15 behandeln die verschiedenen konkreten Ausprägungen, die die Intentionalität annehmen kann: Vorstellung, Urteil und Interesse.³³

In 4.1 wird das Phänomen des Bewusstseins von anderen Phänomenen rein physischer Natur abgegrenzt. Das Bewusstsein ist die Sphäre, in der Intentionalität auftritt. Die Unterscheidung des Bewusstseins von anderen

20 Phänomenen ist also die Grundvoraussetzung für die Analyse der Intentionalität als einem eigenständigen Forschungsgegenstand, der sich nicht mit physikalischen Gesetzen erklären lässt.

³³ Vgl. Brentano 1971, S. 28 ff.

In 4.2 wird die Grundform der Intentionalität behandelt, das Vorstellen, das sowohl allein auftritt, eben in einer Vorstellung, als auch die Grundlage für die weiteren Formen der Intentionalität bildet. Jedes Urteil und jede Form subjektiven Interesses setzen eine Vorstellung voraus.

5 In 4.3 wird das Urteilen behandelt, dass über das einfache Vorstellen hinausgeht, und zwar insofern, als dass im Urteil der Gegenstand der Vorstellung anerkannt oder verworfen wird. Das Urteil drückt aus, dass der Urteilende an die Realität der Vorstellung glaubt. Dementsprechend kann ein Urteil wahr oder falsch sein.

10 In 4.4 steht das subjektive Interesse zur Debatte. Dieses kann verschiedene Formen annehmen, die fließend ineinander übergehen, wobei Fühlen und Wollen die beiden Enden des Spektrums sind.

In 4.5 wird schließlich die Anknüpfung zu den weiteren Ausführungen vorbereitet. Es geht darum, wie aus der Intentionalität eine
15 Handlungsmotivation entsteht. Das subjektive Interesse, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, wirkt dabei zusammen mit dem Urteil darüber, auf welchem Wege dieses zu erreichen ist. Damit ist dann das zweite Standbein der weiteren Argumentation errichtet.

4.1 Bewusstsein

20 Der Unterschied zwischen einem physischen Gegenstand und einem psychisch tätigen Wesen ist, dass ein psychisch tätiges Wesen in seiner psychischen Tätigkeit einen Gegenstand zum Objekt hat.

„Ich sein heißt nicht Gegenstand, sondern allem Gegenstand gegenüber dasjenige sein, dem etwas Gegenstand ist.“³⁴

Ein physischer Gegenstand dagegen ist lediglich ein passives Glied in der Kausalkette. Auch wenn die psychische Tätigkeit letztlich kausal bestimmt
5 sein sollte, würde sie sich immer noch von einer rein kausalen Ursache-Wirkungs-Beziehung unterscheiden, nämlich insofern, als dass eine Ursache einfach einen Wirkimpuls weitergibt, ohne dabei bewusst aktiv zu werden, während in einem Bewusstseinsakt eine psychische Verarbeitung äußerer Einflüsse stattfindet.

10 Husserl unterscheidet 3 Begriffe von Bewusstsein:

1. „Das Bewußtsein als der gesamte phänomenologische Bestand des geistigen Ich. (Bewußtsein = das phänomenologische Ich als „Bündel“ oder Verwebung der psychischen Erlebnisse.)“³⁵

Der erlebte Inhalt ist die Wahrnehmungserscheinung, nicht der
15 wahrgenommene Gegenstand selbst. Auch eine Illusion ist eine Wahrnehmungserscheinung in diesem Sinne. Der Gegenstand, der hier erscheint, existiert jedoch nicht. Ob der erscheinende Gegenstand tatsächlich real existiert oder nicht, ist an dieser Stelle nicht von Belang. Physischer Gegenstand und psychischer Bewusstseinsinhalt müssen also
20 strikt voneinander unterschieden werden.

2. „Bewußtsein als inneres Gewahrwerden von eigenen psychischen Erlebnissen.“³⁶

34 Husserl 1975, S. 20

35 Husserl 1975, S. 4

36 ebenda

Der Inhalt der Wahrnehmung erscheint hier in Bezug zur Person des Wahrnehmenden. Die innere Wahrnehmung gilt als adäquate Wahrnehmung, wenn sie mit den anderen psychischen Erlebnissen der Person kohärent ist. Gleichzeitig hat das psychisch tätige Wesen sich in
5 seiner psychischen Tätigkeit selbst zum Objekt. Dies bedeutet nicht, dass das psychisch tätige Wesen gleichsam aus sich heraus tritt und sich „von außen“ als psychisch tätiges Wesen wahrnimmt. Vielmehr erlebt es sich während seiner psychischen Tätigkeit selbst. Es erlebt, dass es Wahrnehmungen hat, die teilweise adäquat, teilweise nicht adäquat sind,
10 und erlebt sich dabei als diejenige Instanz, die diese Unterscheidung vornimmt.

3. *„Bewußtsein als zusammenfassende Bezeichnung für jederlei „psychische Akte“ oder „intentionale Erlebnisse“.“³⁷*

Dies ist der Bewusstseinsbegriff, auf den es im weiteren ankommen wird.
15 Zentral ist hier nicht der Inhalt, wie im ersten Bewusstseinsbegriff, und auch nicht das innere Erleben der eigenen Person, wie im zweiten, sondern die Verknüpfung zwischen beiden:

*„Also der Satz: Das Ich stellt einen Gegenstand vor, es bezieht sich in vorstellender Weise auf einen Gegenstand, es hat ihn als
20 intentionales Objekt seiner Vorstellung – besagt genau dasselbe wie der Satz: In dem Ich, dieser konkreten Komplexion von Erlebnissen, ist ein gewisses, nach seiner spezifischen Eigentümlichkeit „Vorstellen des bezüglichen Gegenstandes“ benanntes Erlebnis reell gegenwärtig.“³⁸*

37 ebenda

38 Husserl 1975, S. 36

Im intentionalen Akt erlebt die Person den Inhalt. Und diese Verknüpfung ist es gerade, die im Hinblick auf die Handlungsmotivation entscheidend ist. Das Erleben des Inhaltes lässt die Person erkennen, dass sie zum Inhalt in Beziehung steht. Diese Beziehung wiederum eröffnet der Person die
5 Perspektive, den Inhalt, also die Welt, aktiv zu beeinflussen und zu gestalten. Aber dazu später mehr.

4.2 Intentionalität in der Vorstellung

Die Vorstellung ist die Grundlage der Intentionalität. Ohne sie sind auch Urteil und subjektives Interesse nicht denkbar. Allerdings ist eine Vorstellung
10 ohne Urteil und ohne subjektives Interesse sehr wohl möglich. Wenn ich mir ein Haus vorstelle, habe ich zunächst noch kein Urteil gefällt bezüglich seiner Existenz oder seiner Relevanz im gegebenen Kontext. Eine solche einfache Vorstellung kann nun verschiedene Formen haben. Ich kann mir einen reales Haus anschauen, ich kann mir in meiner Phantasie ein Haus
15 vorstellen, ich kann den Begriff des Hauses denken. All dies sind Vorstellungen.

Eine Vorstellung kann nun zwei verschiedene Modi haben. Brentano nennt diese *modus rectus* und *modus obliquus*.³⁹ Bei jeder Vorstellung ist der *modus rectus* gegeben. Der *modus rectus* ist der *modus* der einfachen
20 Vorstellung. Wenn ich mir ein Haus vorstelle, so geschieht dies in *modo recto*. Nicht jede Vorstellung ist jedoch eine einfache Vorstellung. Vielmehr gibt es verschiedene Arten von zusammengesetzten Vorstellungen. Dabei wird ein Teil der Vorstellung in *modo recto* vorgestellt, der andere in *modo*

³⁹ Vgl. Brentano 1971, S.217

obliquo. Wenn ich mir einen Architekten vorstelle, als jemanden, der ein Haus entwirft, so erfolgt die Vorstellung des Architekten in modo recto, die des Hauses aber in modo obliquo. Das Haus wird nicht einfach als Haus vorgestellt, sondern als vom Architekten entworfenes Haus. Im modus
5 obliquus wird also eine Relation zwischen zwei Vorstellungen ausgedrückt, wobei die Vorstellung in modo obliquo derjenigen in modo recto zugeordnet wird.

Husserl nimmt eine ähnliche Unterscheidung vor, wenn er von primärer und sekundärer Beziehung eines Vorstellungsaktes auf einen oder mehrere
10 Gegenstände spricht:

*„Wie immer ein Akt aus Teilakten zusammengesetzt sein mag, ist es überhaupt ein Akt, so hat er sein Korrelat in einer Gegenständlichkeit. Und diese ist es, von welcher wir im vollen und primären Sinne aussagen, daß er sich auf sie beziehe. Auch die Teilakte [...] beziehen
15 sich auf Gegenstände; diese werden im allgemeinen nicht mit dem Gegenstand des ganzen Aktes identisch sein [...]. Natürlich kann man in gewisser Weise auch von dem ganzen Akte sagen, daß er sich auf diese Gegenstände beziehe, aber dies gilt doch nur in einem sekundären Sinn; nur insofern geht seine Intention auch auf sie, als er
20 sich eben aus Akten aufbaut, die primär sie intendieren.“⁴⁰*

Die Unterscheidung zwischen modus rectus und modus obliquus, oder, in Husserls Terminologie, primärem und sekundärem Bezug des intentionalen Aktes auf seinen Gegenstand bzw. seine Gegenstände, ist ein Aspekt der Untersuchung von Vorstellungen. Brentano nimmt noch weitere
25 Unterscheidungen vor. Anschauungen sind die einfachste Art des

40 Husserl 1975, S. 58

Vorstellungsaktes. Der Gegenstand eines solchen Aktes ist anschaulich, d. h. entweder er existiert real oder könnte zumindest real existieren. Außerdem ist der Gegenstand einfach, d. h. ihm wird im Akt der Anschauung kein Attribut beigefügt.

- 5 Aus den einfachen Anschauungen bilden sich Abstraktionen. Brentano nennt diese auch begriffliche Vorstellungen bzw. anschauliche Begriffe. Diese sind allgemeinerer Natur als die einfachen Anschauungen. Aus der Anschauung eines roten Autos lässt sich der anschauliche Begriff „rot“ ableiten. Aus dem Begriff „rot“ wiederum lässt sich der noch allgemeinere Begriff der Farbe
10 ableiten.

Des weiteren gibt es nach Brentano Vorstellungsverbindungen, die nicht anschaulicher Natur sind. Er nennt diese attributive Vorstellungsverbindungen. Dabei werden Vorstellungen mit anderen Vorstellungen verknüpft, ohne dass diese Verknüpfung anschaulich wäre.

- 15 Solche attributiven Vorstellungsverbindungen können nun auch mit einander widersprechenden Vorstellungen erfolgen. Von einem runden Quadrat kann es keine Anschauung geben. Aber die attributive Vorstellungsverbindungen „rundes Quadrat“ kann durchaus gebildet werden und wird auch gebildet, wenn wir nämlich über die Unmöglichkeit eines runden Quadrates sprechen.

20 **4.3 Intentionalität im Urteil**

- Ein Urteil setzt eine Vorstellung voraus. Ein einfaches Urteil enthält eine einfache Vorstellung, in einem komplexen Urteil sind mehrere Vorstellungen miteinander verbunden. Ein Urteil ist jedoch mehr als eine bloße Verbindung von Vorstellungen. In einem Urteil wird eine Vorstellung anerkannt oder
25 verworfen. Daher hat ein Urteil einen Wahrheitswert. Eine reine Vorstellung

dagegen hat keinen Wahrheitswert. So ist es möglich, sich Gegensätzliches vorzustellen. Gegensätzlich zu urteilen, ist dagegen nicht möglich. Ich kann einen Sachverhalt als bestehend oder nicht bestehend beurteilen, aber eben nicht beides auf einmal. Problemlos kann ich mir aber einen Sachverhalt und
5 sein Gegenteil gleichzeitig vorstellen. Die Vorstellung, dass es regnet, und die Vorstellung, dass es nicht regnet, schließen sich nicht gegenseitig aus. Ich kann mir beides vorstellen. Das Urteil, dass es regnet, schließt hingegen das Urteil, dass es nicht regnet, aus.

Zwischen Vorstellung und Urteil gibt es eine einseitige Abtrennbarkeit.
10 Vorstellen ohne Urteil ist möglich, Urteilen ohne Vorstellung nicht. Ich kann mir etwas vorstellen, ohne über das Vorgestellte zu urteilen, ich kann aber nicht urteilen, ohne dass eine Vorstellung des Gegenstandes dieses Urteils vorhanden ist.

Einfache Existenz-Urteile sind nicht zusammengesetzt. Die Vorstellung, ein
15 Existenz-Urteil bedeute die Zuschreibung eines Existenz-Prädikats zu einem Gegenstand ist falsch. Brentano zeigt das mit dem Hinweis, dass, wer eine Verbindung zweier Merkmale anerkennt, auch diese beiden Merkmale anerkennt. Sein Beispiel ist ein gelehrter Mann⁴¹, also die Verbindung des Merkmals *Gelehrsamkeit* mit dem Merkmal *Mann*. Wer an einen gelehrten
20 Mann glaubt, glaubt auch an einen Mann und an Gelehrsamkeit. Übertragen auf ein einfaches Existenzurteil würde dies bedeuten: wer an die Existenz von A glaubt, glaubt an A und an Existenz. Dies macht jedoch keinen Sinn. Wer an die Existenz von A glaubt, glaubt einfach an A. Andernfalls könnte man an A glauben, ohne an seine Existenz zu glauben. Aber welchen Sinn
25 soll es haben, zu behaupten, man glaube an A, aber nicht an seine Existenz? Diese Verwirrung ist wahrscheinlich auf eine unsaubere Trennung

41 Vgl. Brentano 1971, S.49 f.

zwischen Vorstellung und Urteil zurückzuführen, die Brentano durchaus auch feststellt.⁴² Eine Vorstellung von A kann man auch haben, wenn man nicht an die Existenz von A glaubt. Aber an A glauben im Sinne eines Urteilsaktes kann man nicht, ohne dabei implizit die Existenz von A vorauszusetzen.

- 5 Noch deutlicher wird dies bei negativen Existenzurteilen.⁴³ Die Anerkennung eines Ganzen beinhaltet die Anerkennung jedes Teils des Ganzen. Das Verwerfen eines Ganzen beinhaltet jedoch nicht das Verwerfen jedes Teils. Jemand, der A verwirft, also nach dem hier zurückzuweisenden Ansatz die Verbindung aus A und Existenz, würde damit nicht A verwerfen. Eine solche
10 Behauptung ergibt jedoch für Brentano keinerlei Sinn. Vielmehr ist genau das Verwerfen von A der Sinn einer negativen Existenzaussage. Hiermit ist nun zweierlei gezeigt: Existenz ist kein Prädikat, und Urteil und Vorstellung sind fundamental verschiedene psychologische Phänomene.

Ein Urteil ist nach Brentano wahr oder falsch, aber nicht unbedingt
15 Fürwahrhalten oder Fürfalschhalten. Kastil schreibt hierzu in seiner Einführung in Brentanos Lehre:

„Jedes Urteil ist entweder wahr oder es ist falsch, nicht aber ist jedes Urteil ein Fürwahrhalten oder ein Fürfalschhalten.

- Diese sind vielmehr Urteile über Urteile, aber nicht ins Endlose kann
20 ein Urteil wieder ein Urteil zum Gegenstand haben, sonst wäre jedes unendlich kompliziert. Es muß auch direkte Urteile über Dinge geben.“⁴⁴*

42 Vgl. ebenda

43 Vgl. ebenda

44 Kastil 1951, S. 86

Wenn in jedem Urteil wiederum ein Urteil über ein Urteil enthalten wäre, wäre implizit auch wiederum ein Urteil über ein Urteil über ein Urteil etc. enthalten. Es entstünde also ein infinites Regress. Das Urteil „A ist B“ würde das Urteil enthalten, dass das Urteil „A ist B“ wahr ist. Dieses wiederum
5 würde das Urteil enthalten „das Urteil dass das Urteil dass A B ist, wahr ist, wahr ist“. Und mehr noch: das Urteil, dass A B ist, würde auch enthalten, dass das Urteil, dass A nicht B ist, falsch ist, und auf selbige Weise wäre in jedem Urteil innerhalb des infiniten Regresses das Fürfalschhalten seiner Negation und das Fürwahrhalten seiner Bestätigung enthalten.

10 Das Urteil ist wahr oder falsch. Fürwahrhalten und Fürfalschhalten sind jedoch in dem Urteil enthalten, und zwar in dem Sinne, dass ein Sachverhalt für tatsächlich bestehend gehalten bzw. für nicht bestehend gehalten wird. Ich knüpfe hier an Brentano an und führe seinen Ansatz weiter, um die Thematik verständlicher zu machen. Dass ein Sachverhalt für tatsächlich
15 bestehend gehalten wird, bedeutet nun nichts anderes, als dass er für eine Tatsache gehalten wird. Ein Urteil drückt also aus, dass ein bestimmter Sachverhalt entweder als Tatsache erachtet oder nicht als Tatsache erachtet wird. Nun ist ganz deutlich, dass die Vorstellung, die Gegenstand des Urteils ist, eben ein Sachverhalt ist. Und ein Urteil besteht darin, dass über einen
20 Sachverhalt ausgesagt wird, dass er eine Tatsache ist oder keine Tatsache ist.

Aus der Zurückweisung des Ansatzes, dass in einem Existenzurteil Existenz als Prädikat auftritt, folgt, dass es zweierlei Arten von Urteilen gibt. Ein Urteil, dass A behauptet, drückt die Anerkennung von A aus. Ein Urteil, dass A B
25 zuweist, stellt eine Prädikation dar. Daraus folgen nun vier verschiedene Urteilsqualitäten:

Anerkennen, Verwerfen, Zuerkennen, Aberkennen.

Ein einfaches Anerkennen oder Verwerfen ist die Qualität, die einem einfachen Existenz-Urteil entspricht. Zusammengesetzte Urteile beinhalten ein Zuerkennen oder Aberkennen eines Prädikates zu einem Subjekt. Diese Unterscheidung ergibt sich auch aus dem oben gezeigten Beispiel.

5 Neben verschiedenen Urteilsqualitäten gibt es verschiedene Urteilsquantitäten. Ein Urteil kann allgemein bejahend, allgemein verneinend, partikulär bejahend oder partikulär verneinend sein. Dies hängt auch zusammen mit der Unterscheidung zwischen Existenz- und All-Urteil. Ein Existenz-Urteil ist partikulär bejahend oder verneinend, ein All-Urteil
10 allgemein bejahend oder verneinend.

Brentano meint, die allgemein bejahenden und die partikulär verneinenden Urteile auf die beiden anderen zurückführen zu können.

„In Wahrheit ist, wie die obige Rückführung auf die existenziale Formel deutlich erkennen läßt, kein bejahendes Urteil allgemein (es müßte denn ein Urteil mit individueller Materie allgemein genannt werden) und kein verneinendes Urteil partikulär.“⁴⁵

15

Die im Zitat erwähnte Rückführung veranschaulicht er mit folgenden Beispielen:

*„Der kategorische Satz „alle Menschen sind sterblich“ hat denselben
20 Sinn wie der Existenzialsatz „ein unsterblicher Mensch ist nicht“ [...].“⁴⁶*

Aus einem allgemein bejahenden Satz macht er hier einen allgemein verneinenden. Dies gelingt allerdings nur mittels einer doppelten Negation. Natürlich kann man behaupten, dass hier allen Menschen das Prädikat

45 Brentano 1971, S. 57

46 ebenda

„unsterblich“ aberkannt wird und es sich somit lediglich um eine einfache Negation handelt. Dies ist aber lediglich eine formallogische Spitzfindigkeit. Denn „unsterblich“ ist schließlich nichts anderes als die Negation von „sterblich“. Die doppelte Negation wird also lediglich geschickt kaschiert und
5 ist in Wirklichkeit doch vorhanden.

„Der kategorische Satz „irgendein Mensch ist nicht gelehrt“ hat denselben Sinn wie der Existenzialsatz „ein ungelehrter Mensch ist“ [...].“⁴⁷

10 Aus einem partikulär verneinenden Satz macht er hier einen partikulär bejahenden. Hier wird die Spitzfindigkeit, die Brentano anwendet, noch deutlicher. Das „nicht“ wird in die Vorsilbe „un-“ umgewandelt, so dass formal eine bejahende Aussage entsteht. In Wirklichkeit wird aber immer noch einem Menschen die Gelehrsamkeit abgesprochen, so dass es sich dem pragmatischen Sinn nach immer noch um ein verneinendes Urteil handelt.

15 Brentano wendet hier also einen Trick an, der zwar eine gewisse Eleganz aufweist, aber sonst keinen erkennbaren Nutzen generiert. Zwar reduziert er die Anzahl der Urteilsquantitäten von 4 auf 2, dafür verkompliziert er aber die einzelnen Formen mit der notwendigen doppelten Negation. Ob damit
20 irgendetwas gewonnen ist, weiß ich nicht. Wichtig ist an dieser Stelle auch nur, zu zeigen, dass es neben den Urteilsqualitäten noch weitere Differenzierungsmöglichkeiten gibt. Dabei wollen wir es hier bewenden lassen, da die detaillierte Erörterung dieser Frage für die weiteren Überlegungen meines Erachtens nicht weiter von Belang ist. Es bleibt also
25 festzuhalten: Urteile können ein Anerkennen, Verwerfen, Zuerkennen oder Aberkennen ausdrücken und ferner allgemein bejahend, allgemein verneinend, partikulär bejahend oder partikulär verneinend sein. Ob nun die

47 *ebenda*

allgemein bejahenden und partikulär verneinenden Urteile auf die anderen beiden Quantitäten zurückführbar sind oder nicht, kann dabei ruhig offen bleiben.

4.4 Intentionalität im subjektiven Interesse

5 Fühlen und Wollen sind auf den ersten Blick psychologisch
grundverschiedene Phänomene. Daher wurden sie oft als zwei getrennte
Grundklassen psychischer Phänomene angesehen. Brentano zeigt jedoch,
dass diese Trennung bei näherer Betrachtung nicht gerechtfertigt ist. Er zeigt
10 dies anhand einer Reihe von Phänomenen, die einen fließenden Übergang
vom Fühlen zum Wollen formen. Im nächsten Schritt untermauert er die
Einheit von Fühlen und Wollen als einer psychologischen Grundklasse
anhand des gleichen Charakters der Beziehung zum Inhalt von Fühlen und
Wollen.

Ein fließender Übergang zwischen Fühlen und Wollen wird nach Brentano
15 durch ein Spektrum verschiedener mittlerer Zustände geformt:

*„Betrachten wir als Beispiel die folgende Reihe: Traurigkeit –
Sehnsucht nach dem vermißten Gute – Hoffnung, daß es uns zuteil
werde – Verlangen, es uns zu verschaffen – Mut, den Versuch zu
unternehmen – Willensentschluß zur Tat. Das eine Extrem ist ein
20 Gefühl, das andere ein Willen; [...].“⁴⁸*

48 Brentano 1971, S. 84

Mit diesem Beispiel zeigt Brentano, dass es zwischen Gefühl und Wille, die auf den ersten Blick als zwei grundverschiedene psychische Phänomene erscheinen, einen fließenden Übergang gibt. An keiner Stelle innerhalb dieses fließenden Übergangs gibt es einen Bruch, der eine Trennung in zwei
5 Kategorien psychischer Phänomene rechtfertigen würde.

Brentano erwägt diese Möglichkeit sehr wohl, verwirft sie aber sogleich. Eine Version der Unterscheidung wäre seiner Ansicht nach, den Willen als eigene Klasse zu definieren und alle anderen Zwischenstufen dem Gefühl zuzuordnen. Einer solchen Trennung billigt Brentano eine gewisse
10 Plausibilität zu. Letztlich kommt er jedoch zu dem Schluss, dass bereits in der Sehnsucht nach dem vermissten Gute der spätere Willensentschluss, es uns zu beschaffen, angelegt ist.

Die andere Variante wäre, die Traurigkeit als Gefühl allen anderen Stufen unter der Überschrift Wille entgegenzusetzen. Aber auch diese Version
15 überzeugt letztlich nicht, da die Sehnsucht zweifellos ein Gefühl ist. Brentano kommt daher zu der Einsicht, dass die einzige Möglichkeit, die Einheit der psychologischen Grundklasse für Gefühl und Wille zu bestreiten, darin bestünde, jede einzelne Facette auf der Skala als eigene Grundklasse zu betrachten. Aufgrund der nur marginalen Unterschiede zwischen den
20 einzelnen Stufen verwirft er jedoch auch diese Option und stellt eine gemeinsame Grundklasse für Gefühl und Wille fest.

Diese Einheit untermauert er nun weiter, indem er zeigt, dass der Charakter der Beziehung zum Inhalt bei Gefühl und Wille der gleiche ist.⁴⁹ Er zieht dabei eine Parallele zum Urteil. So wie im Urteil der Sachverhalt, der in einer
25 Vorstellung vorgestellt ist, für als Tatsache gegeben oder nicht gegeben

49 vgl. Brentano 1971, S. 87 ff.

gehalten wird, wird sowohl im Gefühl als auch im Wille ein in der Vorstellung vorgestellter Sachverhalt oder Gegenstand für gut und erstrebenswert bzw. schlecht und vermeidenswert gehalten.

Hier von „Sachverhalt“ oder „Gegenstand“ zu sprechen, mag vielleicht auf den ersten Blick verwirrend erscheinen – schließlich ist ein Gegenstand kein Sachverhalt. Aber so wie in einem einfachen Existenz-Urteil der vorgestellte Sachverhalt eben aus der Existenz eines einfachen Gegenstandes besteht, so kann auch der Sachverhalt, auf den sich ein Gefühl oder Wille richtet, aus einem einfachen Gegenstand bestehen. Für die Parallele zwischen Gefühl und Wille, die hier zu ziehen ist, spielt diese Differenzierung im Übrigen keine entscheidende Rolle.

Wichtig ist allein zu zeigen, dass Gefühl und Wille sich in einem maßgeblichen Punkt gleichen und so zu recht als eine gemeinsame Grundklasse psychischer Phänomene bezeichnet werden können. Greifen wir dazu wieder auf Brentanos Beispiel zurück. In der Sehnsucht nach einem vermissten Gut wird dieses Gut nicht allein vorgestellt, sondern bewertet, nämlich als ein zu erstrebendes. Und im Willensentschluss, sich das Vermisste zu beschaffen, wird dieses ebenso als erstrebenswert bewertet. Wille und Gefühl ist also gemein, dass in ihnen die Bewertung eines Gutes zum Ausdruck kommt. Analog zum soeben dargelegten positiven Beispiel lässt sich die Parallele natürlich auch im negativen ziehen. Die gefühlte Abscheu einem Gegenstand gegenüber und der Willensentschluss, sich ihn vom Leib zu halten, bringen auf gleiche Art und Weise eine negative Bewertung des Gegenstandes als eines schlechten, zu vermeidenden zum Ausdruck.

Brentano legt größten Wert darauf, und macht dies unmissverständlich deutlich, dass er die Bewertung, die sowohl im Gefühl als auch im Willen zum Ausdruck kommt, nicht als eine mit moralischem

Allgemeingültigkeitsanspruch verbundene verstanden wissen möchte. Vielmehr geht es um eine subjektive Wertschätzung, die nicht wesentlich moralischen Charakter hat – obgleich natürlich moralische Überlegungen die subjektive Wertschätzung beeinflussen können. Aber die moralische
5 Komponente kann eben auch fehlen.

Mit diesen Ausführungen sollte nun hinreichend deutlich geworden sein, dass Gefühl und Wille zurecht einer gemeinsamen Grundklasse psychologischer Phänomene zugerechnet werden und worin der Charakter dieser Klasse besteht.

10 **4.5 Handlungsmotivation**

Nachdem das Thema Intentionalität nun hinreichend auseinandergesetzt ist, muss noch der Bezug zum weiteren Kontext der vorliegenden Arbeit hergestellt werden. Wenn der Mensch der Welt gegenübertritt, spielt Intentionalität eine entscheidende Rolle. Dabei wirken Vorstellung, Urteil und
15 Wille zusammen. Durch die Vorstellung kommt die Welt quasi „in den Kopf“. Es ist die Vorstellung einer realen Welt, in der gehandelt werden kann, die den Menschen zu allererst dazu bringt, ein aktives Interesse an der Gestaltung seines Lebens zu entwickeln. Die Motivation zu einer konkreten Handlung bedarf aber mehr als einer bloßen Vorstellung. Letztlich führt der
20 Willensentschluss zur Handlung. Die Handlungsmotivation beruht also maßgeblich auf dem Willen. An der Entstehung der Handlungsmotivation sind aber auch Urteile beteiligt. Die Urteile bilden die Entscheidungsgrundlage. Das Urteil, dass sich das Bier im Kühlschrank befindet, in Verbindung mit meinem Wunsch, ein Bier zu trinken, führt zu
25 meiner Handlung, nämlich zum Kühlschrank zu gehen und mir das Bier herauszuholen.

Im Hinblick auf die Handlungsmotivation sind nun insbesondere Urteile über kausale Zusammenhänge von Bedeutung. Mit der Handlung versuche ich, die kausalen Zusammenhänge für meine Zwecke auszunutzen. Dabei kommt es zunächst auf die Vorstellung kausaler Zusammenhänge an. Auf

5 Basis dieser Vorstellung urteile ich, dass ein bestimmter kausaler Zusammenhang besteht. Daraus kann ich dann ableiten, wie ein bestimmtes Ziel, an dem ich ein subjektives Interesse habe, zu erreichen ist. Dabei ist das subjektive Interesse die Triebfeder, die mich motiviert nach Lösungsmöglichkeiten zu suchen. Gleichzeitig liefert das Urteil die

10 Erkenntnis, wie eine konkrete Lösungsmöglichkeit aussehen könnte. Wenn ich die Handlung dann ausgeführt habe, erweitert sich wiederum meine Erkenntnis über die kausalen Zusammenhänge, ich kann also weitere Urteile fällen, die wiederum mein subjektives Interesse auf neue Möglichkeiten lenkt. Und natürlich kommt es auch vor, dass mein Urteil sich als Irrtum

15 entpuppt und die Handlung, die auf ihm beruht, scheitert. Ich kann daraus dann die Konsequenz ziehen, das Problem genauer zu erforschen und beim nächsten Mal etwas anderes zu versuchen. So ergibt sich ein Wechselspiel zwischen Vorstellung, Urteil und subjektivem Interesse, das zusammen meine Handlungsmotivation leitet.

20 Der Haken an der Sache ist nur, dass ich nie sicher wissen kann, ob der kausale Zusammenhang, den ich erkannt zu haben glaube, tatsächlich besteht, und mehr noch, ob es überhaupt so etwas wie handlungsrelevante Kausalität gibt, d. h. Kausalität, die erstens erkennbar und zweitens gleichförmig und somit berechenbar ist. Ein Urteil kann also, wie gesagt,

25 auch ein Irrtum sein. Dies ist wiederum ein möglicher Grund, warum eine Handlung scheitern kann. Ich habe ein Interesse, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, aber mein Urteil über den möglichen Weg dorthin ist irrig. Dementsprechend führe ich dann eine Handlung aus, die in Wirklichkeit gar nicht zur Erreichung des Ziels geeignet ist. Natürlich hat die Handlung dann

immer noch eine Wirkung, aber eben nicht die intendierte. Das Scheitern einer Handlung ist also im intentionalen Vorlauf begründet (von möglichen technischen Fehlern in der Ausführung der Handlung sehen wir hier mal ab – wenn mir die Ausführung der beabsichtigten Handlung nicht gelingt, ist sie
5 eben nicht die beabsichtigte Handlung, sondern eine andere, bzw. gar keine, weil sie eben so nicht beabsichtigt war).

5 Handlung

Handlung ist der zentrale Begriff an der Schnittstelle zwischen dem Menschen und seiner Umwelt. Durch seine Handlung greift der Mensch in den Lauf der Dinge ein und beeinflusst ihn in seinem Sinne. Das Wesen der Handlung hat dabei zwei Seiten. Zum einen bewirkt es innerhalb der Kausalkette eine Wirkung, ist also in diesem Sinne eine Ursache; zum anderen ist es aber in gewisser Weise auch aus der Kausalkette herausgehoben: die Absicht des Handelnden, der sie als Mittel zur Erreichung eines angestrebten Ziels benutzt, hebt sie aus dem einfachen Kausalgeschehen heraus.

Wie sich zeigen wird, ist es gerade dieses doppelte Wesen der Handlung, das es ihr erlaubt, diese „Vermittlerrolle“ zwischen Mensch und Umwelt zu spielen. Dieser doppelte Charakter wird im Folgenden zu erörtern sein. Dabei wird Donald Davidson der Vertreter der Handlung als Ursache sein; die Handlung als Mittel wird anhand von Max Weber dargestellt werden. Damit sind dann alle Grundlagen gelegt für die Entwicklung zweier Modelle, auf die dann in Kapitel 6 die konkretisierte Version der pragmatischen Argumentation Alexanders von Aphrodisias angewendet werden kann.

5.1 Handlung als Ursache

Mit seiner Handlung greift der Handelnde in den kausalen Ablauf der Welt ein. Die Handlung bringt eine Wirkung hervor, die den Lauf der Dinge verändert. Dabei kann die Handlung wie jede andere Ursache auch einerseits mit anderen Ursachen zusammenwirken und andererseits eine

Menge von Haupt- und Nebenwirkungen hervorbringen. Insofern hat die Handlung den Charakter einer Ursache. Gleichzeitig ist eine Handlung von den Abläufen in der Welt beeinflusst. Der Handelnde nimmt die Welt wahr und reagiert mit seiner Handlung auf das, was um ihn herum vorgeht. Auch
5 insofern passt die Handlung in ein kausales Erklärungsmuster. Der Unterschied zwischen Handlung und Ursache ist jedoch, dass die Handlung auf einer Entscheidung des Handelnden beruht. Die Handlung ist also in gewisser Weise aus dem Kausalgeschehen herausgehoben. Der Versuch, eine adäquate Erklärung hierfür zu finden, führt nun zu gewissen
10 Schwierigkeiten.

Davidson hat diese Schwierigkeiten analysiert und einen Lösungsvorschlag vorgelegt.⁵⁰ Er betrachtet Handlungen als mentale Ereignisse, die auf irgendeine Art und Weise mit physischen Ereignissen in Verbindung stehen. In seiner Analyse stößt Davidson auf drei Prinzipien, die einerseits weithin
15 anerkannt sind, andererseits aber als miteinander unvereinbar betrachtet werden.

Das erste Prinzip ist die *kausale Interaktion* zwischen physischen und mentalen Ereignissen. Nach diesem Prinzip gibt es tatsächlich Wechselwirkungen zwischen physischen und mentalen Ereignissen. Wie
20 oben schon angedeutet, wirkt eine Handlung einerseits auf den physischen Ablauf der Dinge ein und wird andererseits von ihm beeinflusst.

Das zweite Prinzip ist der *nomologische Charakter der Kausalität*. Nach diesem Prinzip konstituiert eine Abfolge von Ursache und Wirkung ein strenges Gesetz. Mit anderen Worten kann nur von Kausalität gesprochen
25 werden, wenn es sich bei der Abfolge nicht um eine zufällige handelt, sondern um eine solche, bei der die Wirkung durch die Ursache bestimmt

50 Vgl. Davidson 2002, S. 73 ff. u. Davidson 2008, S. 287 ff.

wird, und zwar in jedem gleichartigen Einzelfall und nicht nur manchmal. Natürlich ist die Reduktion der Betrachtung auf eine einzelne Ursache und eine einzelne Wirkung eine idealtypische Verallgemeinerung. Dazu wurde weiter oben schon alles Notwendige gesagt.

- 5 Das dritte Prinzip ist die *Anomalie des Mentalen*. Nach diesem Prinzip ist es nicht möglich, eine Handlung mittels einer strengen Gesetzmäßigkeit zu erklären. Davidson betont ausdrücklich, dass diese Anomalie nicht unbedingt mit Autonomie gleichzusetzen ist. Autonomie würde die Freiheit des handelnden Menschen bedeuten, Anomalie bedeutet lediglich die
- 10 Unmöglichkeit, menschliches Handeln nach strengen Gesetzen zu erklären. Die Frage, inwieweit der Mensch in seinem Handeln frei oder determiniert ist, lässt Davidson daher an dieser Stelle offen.

Davidson hält nun alle drei Prinzipien für wahr und stellt gleichzeitig fest, dass sie gemeinhin für unvereinbar gehalten werden. Wenn man diese auf

15 den ersten Blick paradoxe Situation auflösen will, steht man offensichtlich vor der Wahl, entweder eines der Prinzipien aufzugeben, oder zu zeigen, dass die vermeintliche Unvereinbarkeit eben doch nicht besteht. Bei genauerer Analyse stößt Davidson auf zwei Entscheidungen, die auf der Suche nach einer adäquaten Lösung getroffen werden müssen.

- 20 Die erste Entscheidung betrifft die Existenz psychophysischer Gesetze. Gibt es strenge Gesetze, nach denen die Interaktion zwischen mentalen und physischen Ereignissen erklärt werden kann? Es muss also eine Entscheidung zwischen Nomologizität und Anomalie getroffen werden.

Die zweite Entscheidung bezieht sich auf die Identität mentaler Ereignisse

25 mit physischen Ereignissen. Kann ein und dasselbe Ereignis sowohl mit mentalem als auch mit physischem Vokabular angemessen beschrieben werden? Hier ist zwischen Monismus und Dualismus zu entscheiden.

Aus diesen beiden Entscheidungen ergeben sich 4 mögliche Positionen:

Der *nomologische Monismus* behauptet die Existenz allgemeiner Gesetze bezüglich der Interaktion zwischen physischen und mentalen Ereignissen. Dies gelingt ihm besonders deshalb sehr einfach, weil er den ontologischen
5 Unterschied zwischen beiden leugnet. Davidson führt den Materialismus als Beispiel für eine solche Position an. Dabei werden alle Ereignisse als physische Ereignisse erklärt. Andersherum könnte man vielleicht einen radikalen Konstruktivismus anführen als eine Position, die alle Ereignisse ontologisch auf der mentalen Seite verorten.

10 Der *nomologische Dualismus* behauptet einen fundamentalen ontologischen Unterschied zwischen physischen und mentalen Ereignissen. Gleichzeitig nimmt er die Existenz von psychophysischen Gesetzen an, nach denen die Wechselwirkungen zwischen physischen und mentalen Ereignissen ablaufen. Davidson führt hier Parallelismus, Interaktionismus und
15 Epiphänomenalismus als Beispiele für entsprechende Theorien an.

Der *anomale Dualismus* nimmt einen fundamentalen ontologischen Unterschied zwischen physischen und mentalen Ereignissen an und bestreitet gleichzeitig das Vorhandensein jeglicher Gesetze für die gegenseitige Beeinflussung beider Sphären. Diese Richtung wird von
20 Davidson mit einer cartesischen Position identifiziert.

Der *anomale Monismus* schließt sich ontologisch dem Materialismus insofern an, als dass er alle mentalen Ereignisse für durch ein physikalisches Vokabular erklärbar hält. Mit anderen Worten: Nach dem anomalen Monismus sind alle mentalen Ereignisse physikalische Ereignisse.
25 Gleichzeitig wird aber offen gelassen, ob auch alle physikalischen Ereignisse gleichzeitig mentale Ereignisse sind. Und die Existenz von psychophysischen Gesetzen wird bestritten.

Der anomale Monismus ist der einzige Ansatz, den Davidson für geeignet hält, das Verhältnis von physischen zu mentalen Ereignissen widerspruchsfrei zu erklären. Die Strategie, mit der dieses Ziel erreicht wird, ist folgende: die ontologische Grenze zwischen physischen und mentalen
5 Ereignissen wird verwischt, aber nicht definitiv aufgehoben.

*„Dem AM zufolge sind mentale Entitäten (in Zeit und Raum eingebundene Einzelgegenstände und -ereignisse) physikalische Entitäten, ohne daß es jedoch möglich wäre, mentale Begriffe durch Definitionen oder Naturgesetze auf physikalische Begriffe
10 zurückzuführen.“⁵¹*

Physische Ereignisse können auch mental sein, wobei das Mentale aber keinen eigenständigen ontologischen Status erhält, sondern dem Physischen auf irgendeine Art und Weise, die nicht durch exakte Gesetze bestimmt ist, anhängt.

15 *Obgleich die von mir beschriebene Position die Existenz psychophysischer Gesetze bestreitet, ist sie mit der Auffassung verträglich, daß mentale Eigenschaften gegenüber physikalischen Eigenschaften in irgend einem Sinne dependent oder supervenient sind. Mit dieser Supervenienz könnte gemeint sein, daß sich zwei
20 Ereignisse, die sich in jeder physikalischen Hinsicht gleichen, nicht in einer mentalen Hinsicht unterscheiden können, oder daß sich ein Objekt nicht in einer mentalen Hinsicht verändern kann, ohne sich in einer physikalischen Hinsicht zu verändern. Dependenz oder Supervenienz dieser Art impliziert nicht Reduzibilität mittels eines*

51 Davidson 2008, S. 287

Gesetzes oder einer Definition: wäre dies der Fall, so könnten wir moralische auf deskriptive Eigenschaften reduzieren, und wir haben guten Grund zu glauben, daß dies unmöglich ist; [...].“⁵²

In gewisser Weise wird also die eingangs dargestellte Paradoxie der drei
5 Prinzipien, die alle wahr sind, ohne dass sie allerdings miteinander vereinbar
sind, in der ungefähren Unverbindlichkeit der verwischten Grenze zwischen
physischer und mentaler Sphäre aufgelöst.

Wie Davidson selbst feststellt, taugt diese Argumentation natürlich nicht als
strenger Beweis. Für sie spricht dennoch, dass eine Auflösung der
10 Paradoxie nach ihr zumindest möglich erscheint, auch wenn nicht bis ins
letzte Detail geklärt ist, wie das eigentlich funktionieren soll. Und da die
anderen Ansätze beim Versuch versagen, die drei Prinzipien unter einen Hut
zu bringen, macht sich Davidson diesen Ansatz zu eigen.

Kommen wir zurück zur Handlung. Die Handlung als mentales Ereignis ist
15 also durch die Brille des anomalen Monismus zuerst ein physisches Ereignis
und insofern in die Kausalzusammenhänge der Welt eingebunden. Neben
ihrer ontologischen Bestimmung als physikalisch ist sie außerdem noch
etwas anderes, nämlich mental. Der mentale Charakter ist jedoch nicht
streng nomologisch erklärbar, also vor allem nicht sicher voraussagbar, ohne
20 das der Zusammenhang zwischen dem physikalischen Ereignis und seinem
mentalen „Mehrwert“ wirklich klar fassbar ist. Aufgrund der Anomalie kann
also die Wechselwirkung zwischen physikalischer und mentaler Sphäre nicht
genau bestimmt werden, während jedoch gleichzeitig die physikalische Seite
der Handlung sehr genau nach physikalischen Gesetzmäßigkeiten

⁵² Davidson 2007, S. 79

beschrieben werden kann. Die mentale Anomalie hindert Davidson also nicht daran, eine Handlung in ein physikalisches Kausal-Erklärungsmuster einzubinden.

Während Davidson also keine genaue Erklärung für mögliche
5 Wechselwirkungen zwischen physikalischen und mentalen Ereignissen liefert, so zeigt er doch, dass diese zumindest denkbar sind. Und dass sie denkbar sind bedeutet gleichzeitig, dass der doppelte Charakter der Handlung, als sowohl physikalisch als auch intentional verursachtes bzw. motiviertes Ereignis, denkbar ist. Und damit ist auch an dieser Stelle wieder
10 Raum für spekulative Überlegungen gegeben.

5.2 Handlung als Mittel

Eine Handlung kann also als Ursache begriffen werden. Es gibt aber noch eine andere Betrachtungsweise. Während die Handlung in ihrem Wirken zweifelsohne einer Ursache zum Verwechseln ähnlich ist, unterscheidet sie
15 sich doch in ihrer Entstehung wesentlich von dieser. Eine Ursache ist als Teil der Kausalkette nicht nur Ursache, sondern vorher schon Wirkung einer ihr vorausgehenden Ursache.⁵³ Die Handlung unterscheidet sich an dieser Stelle von einer Ursache. Zwar ist auch sie beeinflusst von ihr vorausgehenden Ereignissen und Gegebenheiten und insofern in gewisser
20 Weise auch kausal bestimmt. Aber sie ist kein einfaches Glied in der

53 Die Komplexität eines polykausalen Netzes soll hier im Sinne einer besseren Nachvollziehbarkeit der Argumentation für den Moment ausgeblendet werden.

Kausalkette, sondern durch die Intention des Handelnden aus ihr herausgehoben. Dieser Gedanke lässt sich am Besten mit Max Weber verdeutlichen. Weber definiert Handeln als:

5 *“ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) [...], wenn und insofern der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden.”*⁵⁴

Der teleologisch intentionale Charakter der Handlung ist es also, der sie von einer bloßen kausalen Ursache unterscheidet. Was der Handlung vorausgeht, wird vom Handelnden in Erwägung gezogen und führt eben
10 nicht direkt zur Handlung, sondern ist Gegenstand einer vorgeschalteten Entscheidung. Um diesen Punkt weiter auszuarbeiten, empfiehlt es sich, Weber weiter zu folgen.

Der Sinn einer Handlung ist nach Weber weder eine objektiv empirisch feststellbare Größe noch ein metaphysischer Sinn, der beispielsweise einer
15 göttlichen Vorsehung oder etwas Ähnlichem entspränge. Der Sinn einer Handlung ist für Weber vielmehr:

20 *“entweder a) der tatsächlich a in einem historisch gegebenen Fall von einem Handelnden oder b durchschnittlich und annähernd in einer gegebenen Masse von Fällen von Handelnden oder b) in einem begrifflich konstruierten reinen Typus von dem oder den als Typus gedachten Handelnden subjektiv gemeinte Sinn.”*⁵⁵

54 Weber 1956, S. 3

55 Weber 1956, S. 4

Weber geht es also nicht darum, ob eine Handlung aus pragmatischer Sicht sinnvoll insofern ist, als dass sie einen erkennbaren Erfolg erzielt. Ihn interessiert vielmehr, aus welcher Motivation heraus der Handelnde handelt.

Die Handlung ist also im Gegensatz zur Ursache, die fest in die Kausalkette eingebunden ist, auf zweifache Weise bestimmt. Die Ursache gibt lediglich den Kausalimpuls weiter, den sie von der ihr vorausgegangenen Ursache empfangen hat. Die Handlung dagegen durchläuft zusätzlich einen Reflexionsprozess, bei dem der Handelnde die Adäquatheit seiner Handlung unter Berücksichtigung einerseits seines Handlungsziels und andererseits der Rahmenbedingungen der Handlung, des kausalen Handlungskontextes, abwägt. Mit anderen Worten: die Handlung ist immer darauf ausgerichtet, die kausalen Abläufe in der Welt so zu manipulieren, dass sie zu der gewünschten Wirkung führen.

Natürlich ist es denkbar, dass die Intention⁵⁶ ihrerseits kausal bestimmt ist. Dies ändert jedoch nichts an ihrer Heraushebung aus der Kausalkette. Der Handelnde entscheidet über seine Handlung, die Ursache entscheidet nicht über ihre Wirkung. Mit anderen Worten: Die Handlung hat ein Subjekt, die Ursache nicht. Und die Entscheidung des Handelnden kann variieren. Dieselbe Intention des Handelnden kann abhängig von seinem aktuellen Informationsstand zu verschiedenen Handlungen führen. Versucht man eine Handlung zu verstehen, muss man nicht nur wissen, was der Handelnde will, sondern muss außerdem wissen, über welche Informationen er bei seiner Handlungsentscheidung verfügt hat. Dagegen setzt das Verstehen einer Ursache lediglich die akribische Erforschung des kausalen Kontextes voraus.

Weber beschreibt das Verstehen einer Handlung wie folgt:

⁵⁶ Hier ist übrigens immer Intention in den Ausprägungen Urteil und subjektives Interesse gemeint. Vgl. Kapitel 4 der vorliegenden Arbeit.

5 *“Evidenz des Verstehens kann entweder rationalen (und alsdann entweder: logischen oder mathematischen), oder einführend nacherlebenden: emotionalen, künstlerisch rezeptiven Charakters sein. Rational evident ist auf dem Gebiet des Handelns vor allem das in seinem gemeinten Sinnzusammenhang restlos und durchsichtig intellektuell Verstandene. Einführend evident ist am Handeln das in seinem Gefühlszusammenhang voll Nacherlebte.”⁵⁷*

10 Das Verstehen einer Handlung erfordert also ein sich hineinversetzen in den Handelnden. Dabei sind nicht nur seine Handlungsziele zu berücksichtigen, sondern ebenso der Informationsstand des Handelnden sowie seine emotionale Verfassung. All dies entfällt bei der Betrachtung rein kausaler Zusammenhänge.

Noch deutlicher wird das zuvor Gesagte bei der Betrachtung sozialen Handelns. Weber versteht unter sozialem Handeln ein Handeln

15 *“welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und in seinem Ablauf orientiert ist.”⁵⁸*

20 Das Verstehen einer Handlung erfordert also wesentlich das Verstehen der Motivation des Handelnden. Und die Motivation wiederum besteht im Falle des sozialen Handelns nicht einfach im Erreichen eines pragmatischen Handlungsziels durch den Handelnden, sondern bezieht wesentlich die emotionale und intellektuelle Verfasstheit sowie seine Motivationslage des oder der anderen ein. Die Motivation lässt sich hier nur verstehen, wenn man versteht, a) was der Handelnde will und b) was der Handelnde glaubt, was

57 Weber 1956, S. 4

58 Weber 1956, S. 3

der andere will und wie er den anderen zu einem Verhalten bringen kann, die dem intendierten Handlungsziel dient oder zumindest nicht abträglich ist. Eine Ursache dagegen lässt sich auch allein aus ihrer Wirkung heraus verstehen.

- 5 Des weiteren können die Motive des Handelnden unterschiedlichen Charakter haben. Weber spricht hier von *zweckrationalem* und *wertrationalem* Sinn einer Handlung.

Zweckrationales Handeln dient einfach pragmatisch der Erreichung eines Handlungszwecks. Wenn beispielsweise jemand einen Nagel in die Wand schlägt, verbindet er damit die Erwartung, dass der Nagel in der Wand stecken bleibt und ein an ihm aufgehängtes Bild trägt. Die Handlung ist hier also im rein pragmatischen Sinne das Mittel zum Zweck. Auch beim sozialen Handeln ist nach Weber eine solche zweckrationale Orientierung möglich. In diesem Fall beinhaltet der angestrebte Handlungserfolg eine Erwartung an das Handeln eines Anderen, von dem sich der Handelnde wiederum einen Vorteil verspricht. Nachbarschaftshilfe könnte hier als Beispiel angeführt werden. Ich helfe meinem Nachbarn in der Erwartung, dass er mir bei Bedarf auch helfen wird.

Wertrationales Handeln hingegen ist nicht in erster Linie auf das pragmatische Erreichen eines Handlungszwecks ausgerichtet. Vielmehr orientiert es sich an bestimmten Werten, die prinzipiell in bestimmten Situationen bestimmte Handlungen verlangen. Solche Werte können nach Weber von Moral, Religion, Tradition oder Konvention bestimmt sein. Jegliche Form altruistischen Handelns sind Beispiele für wertrationales Handeln. Jemand fühlt sich verpflichtet, aufgrund des Prinzips der Nächstenliebe einem notleidenden Menschen zu helfen, auch wenn er dafür keine Gegenleistung erwarten kann.

Im praktischen Leben kommen zweck- und wertrationales Handeln nun selten in Reinform vor. Vielmehr sieht Weber zwischen beiden einen fließenden Übergang. So hat die vorwiegend wertrationale Entscheidung, einem Verletzten zu helfen, gleichzeitig das pragmatische Ziel, dass dieser
5 wieder gesund wird. In einem anderen Fall kann eine zweckrationale Handlung, die vordergründig der Vermehrung des eigenen Vermögens dient, durchaus von dem wertrationalen Motiv getragen sein, seiner Familie die materielle Existenz zu sichern. Im Hinblick auf das Verstehen einer Handlung müssen also immer zweckrationale wie wertrationale Aspekte berücksichtigt
10 werden.

Nun ist auch deutlich, warum eine Handlung scheitern kann. Das Verstehen der kausalen Zusammenhänge und vor allem das Verstehen der Motive, des Informationsstandes und der emotionalen Verfasstheit des anderen ist ein von potentiellen Fehlerquellen gespickter Prozess. Wenn der Handelnde bei
15 seiner Handlung von falschen Erwartungen und Voraussetzungen ausgeht, so kann es leicht passieren, dass er den angestrebten Handlungserfolg nicht erzielt.

An dieser Stelle ergibt sich nun ein guter Anknüpfungspunkt für die weitere Erläuterung des im vorigen Kapitel vorgeschlagenen Begriffs der
20 Gestaltungsfreiheit. Über Gestaltungsfreiheit verfüge ich dann, wenn ich die Möglichkeit habe, einerseits die kausalen Rahmenbedingungen meiner intendierten Handlung, und gegebenenfalls andererseits die Motive der anderen mit ihren zweck- und wertrationalen Aspekten zu verstehen. Nur dann bin ich in der Lage, mein Handeln so zu gestalten, dass es tatsächlich
25 den gewünschten Handlungserfolg erzielt. Und wie in den vorigen Kapiteln muss auch hier wieder betont werden, dass es sich bei den ausgeführten Überlegungen nicht um Erkenntnisse mit letzter Gewissheit handelt, sondern lediglich um mögliche Erklärungsansätze. Ob es das Handeln im weberschen Sinne als eine aus physikalischen Kausalzusammenhängen

herausgehobene Instanz tatsächlich gibt, oder ob letztlich vielleicht doch alles rein kausal bestimmt ist, muss offen bleiben. Auch hier besteht also wieder Raum für Spekulation.

6 Die realistische Spekulation

Rekapitulieren wir die bisherigen Ergebnisse: die Welt läuft mutmaßlich nach kausalen Gesetzen ab. Zumindest geht der handelnde Mensch davon aus. Der Mensch steht dieser Welt gegenüber und versucht mit seinem Handeln, die Welt in seinem Sinne zu manipulieren. Meist gelingt dies, zuweilen scheidet das Handeln aber auch. Anders als eine Handlung, die ihr Ziel verfehlen kann, erzielt eine Ursache ihre Wirkung immer. Im Folgenden soll nun zunächst analysiert werden, worin das Scheitern einer Handlung begründet sein könnte. Dabei werden sich zwei Modelle herauskristallisieren, die dann im weiteren Verlauf der Argumentation einander gegenübergestellt und gegeneinander abgewogen werden sollen. Wie sich zeigen wird, ist ein eindeutiger Beweis des einen oder anderen Modells ebenso wie eine eindeutige Widerlegung jeweils nicht möglich. Sollen die beiden Argumente dennoch einer weiteren Abwägung unterzogen werden, müssen also pragmatische Überlegungen angestellt werden.

Wenn eine eindeutige Entscheidung nicht möglich ist, die zur Debatte stehende Frage aber dennoch durchaus von pragmatischer Relevanz ist, liegt es nahe, spekulative Überlegungen anzustellen. Genau das soll hier geschehen. Vorbild für diese pragmatische Abwägung wird ein Argument sein, dass Alexander von Aphrodisias im Zuge seiner Erörterung der Freiheit des Menschen entwickelt hat.

Handeln hat zweifellos etwas mit der (mutmaßlichen) Freiheit des Menschen zu tun. Alexander arbeitet dabei mit einem relativ undifferenzierten Freiheitsbegriff. Der in Kapitel 2 entwickelte Begriff der *Gestaltungsfreiheit* soll hier genutzt werden um das Argument Alexanders auf die vorliegende

Problematik übertragen zu können. In der *Gestaltungsfreiheit* sind die vorangegangenen Überlegungen zu Kausalität und Intentionalität aufgegriffen.

Mittels der beiden oben erwähnten Modelle und der verfeinerten
5 Argumentation auf der Basis von Alexander von Aphrodisias wird dann die Realismusfrage zugespitzt auf die Entscheidung zwischen den zwei Modellen und einer spekulativen Antwort zugeführt. Wenn diese Antwort auch keinen endgültigen Beweis darstellt, so macht sie die Problematik dennoch aus pragmatischer Sicht handhabbar.

10 **6.1 Zwei Erklärungsmodelle für das mögliche Scheitern einer Handlung**

Für das Scheitern einer Handlung lassen sich angesichts der bisherigen Ausführungen zwei Erklärungsansätze entwickeln. Der eine ist konstruktivistisch, der andere realistisch orientiert. Die Gegenüberstellung
15 dieser beiden Modelle spitzt die Realismusfrage zu auf die Frage der Gestaltungsfreiheit.

Der konstruktivistische Ansatz geht davon aus, dass zwischen realer Welt und den Wahrnehmungsinhalten des menschlichen Bewusstseins keine direkte Korrespondenzbeziehung besteht. Korrespondenz soll hier bedeuten,
20 dass die epistemologischen Bewusstseinsinhalte eindeutig von den Vorgängen und Gegebenheiten in der realen Welt bestimmt seien. Der realistische Ansatz nimmt eine solche Korrespondenzbeziehung dagegen sehr wohl an.

Im Anschluss an die Ausarbeitung der beiden Modelle soll zunächst gezeigt werden, dass tatsächlich weder ein eindeutiger Beweis noch eine zweifelsfreie Widerlegung des einen wie des anderen Modells möglich ist. Damit ist dann die Gegenüberstellung beider Modelle in einer pragmatisch-
5 spekulativen Analyse nach dem Vorbild der Argumentation von Alexander von Aphrodisias vorbereitet und gerechtfertigt.

6.1.1 Die konstruktivistische Erklärung

Nach diesem Modell ist Kausalität ein Konstrukt, das der Handelnde in die Welt hineinprojiziert. Dieser Ansatz geht von Humes Einsicht aus, dass sich
10 eine notwendige Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung nicht nachweisen lässt. Zwischen diesem Kausalkonstrukt, nämlich der kausalen Erklärung der Welt, und den tatsächlich in der realen Welt vorkommenden Abfolgen von Ereignissen, besteht keinerlei Korrespondenzbeziehung. Das bedeutet nicht, dass die wahrgenommenen Ereignisse nicht wirklich
15 passieren. Aber die kausale Verknüpfung, die „wahrgenommen“ wird, besteht nicht. Für den Erfolg einer Handlung würde dies bedeuten, dass der Handelnde nicht die Möglichkeit hat, ihn gezielt zu beeinflussen. Unter dieser Voraussetzung wäre ein Handlungserfolg somit reiner Zufall.

Die Erklärung für das Scheitern einer Handlung wäre also nach diesem
20 Modell einfach. Wenn der Handelnde seine Handlung an der vermeintlichen kausalen Struktur der Welt ausrichtet, die er zu erkennen glaubt, zielt er ins Leere. Nur zufällig würde eine Handlung immer wieder mal den gewünschten Erfolg zeitigen. Natürlich drängt sich hier auf den ersten Blick der in Kapitel 1.5 erwogene statistische Ansatz auf. Wie dort schon gezeigt, stellt dieser
25 aber auch keine tragfähige Alternative dar. Durch statistische Wahrscheinlichkeit wäre nämlich keineswegs die Verknüpfung zwischen Vergangenheit und Zukunft gegeben, die ja erst den Wert der statistischen Betrachtung im Hinblick auf Voraussagen über den jeweils zu erwartenden

Erfolg verschiedener Handlungsoptionen ausmachen würde. Nur wenn in der statistischen Betrachtung tatsächlich eine notwendige Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung zum Ausdruck käme, wäre sie als Grundlage für derartige Voraussagen geeignet. Und über die Existenz einer solchen
5 Verknüpfung lässt sich, wie bereits hinreichend ausgeführt, nur spekulieren.

Auf das konstruktivistische Erklärungsmodell des Scheiterns einer Handlung, das auf einer Verneinung dieser notwendigen Verknüpfung beruht, lässt sich also auch mit Hilfe des statistischen Ansatzes keine pragmatisch handhabbare Handlungsgrundlage aufbauen. Der Handelnde, der sich an
10 einer statistischen Betrachtung seiner Umwelt orientiert, wäre in einer ähnlichen Situation gefangen wie die Skinner-Taube in ihrem Käfig. Gelingt ihm eine Handlung, wertet er dies als Bestätigung seiner Kausaltheorie von der Welt. Und je öfter dies geschieht, desto überzeugter ist er von seiner Theorie, mit seinem Handeln die Vorgänge in der Welt willentlich
15 beeinflussen zu können. In Wirklichkeit hat der Handelnde aber keinerlei Möglichkeit, den Lauf der Dinge gezielt zu beeinflussen.

6.1.2 Die realistische Erklärung

Hume hat gezeigt, dass eine notwendige Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung nicht *nachweisbar* ist. Das bedeutet aber keineswegs, dass es
20 sie nicht gibt. Schließlich bedeutet das Scheitern der Suche nach einem Beweis noch keinen Gegenbeweis. Es könnte also sehr wohl eine notwendige Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung geben. Auf ebendieser Annahme beruht das realistische Modell.

Nach diesem Modell bestimmt eine Ursache tatsächlich ihre Wirkung, und dies mit verlässlicher Regelmäßigkeit. Und diese Regelmäßigkeit wäre demnach, entgegen Humes Theorie, tatsächlich eine zuverlässige Erkenntnisquelle über kausale Zusammenhänge in der Welt. Natürlich ist eine monokausale Betrachtung, wie in Kapitel 3.2 schon gezeigt, für dieses

Modell nicht hinreichend. Aber aufbauend auf Mackies INUS-Modell ließe sich nach diesem Ansatz tatsächlich die Kausalstruktur der Welt erforschen und das Handeln zuverlässig danach ausrichten.

5 Der Misserfolg einer Handlung, der ja in der Praxis immer wieder vorkommt, wäre dann nicht auf eine grundsätzliche Ungeeignetheit des Kausalmodells zur Erfassung der handlungsrelevanten Begebenheiten in der Welt zurückzuführen. Vielmehr beruht der Misserfolg einer Handlung nach diesem Modell auf unzureichender Erforschung der Welt durch den Handelnden. Dies würde bedeuten, dass der Handelnde einen Kausalzusammenhang
10 falsch eingeschätzt hat, entweder weil er eine Kausalbeziehung nicht richtig erkannt hat, oder weil er einen relevanten Ausschnitt aus einem polykausalen Netz übersehen hat. Zur Veranschaulichung ein kleines Beispiel: ein Autofahrer hat sich vor Fahrtantritt vom ordnungsgemäßen Zustand seines Fahrzeugs überzeugt. Die Strecke, die er befährt, ist ihm
15 bestens bekannt. Die Witterungsbedingungen sind trocken und windstill, die Lichtverhältnisse problemlos. Eine enge Kurve auf der Strecke durchfährt er daher mit der gleichen Geschwindigkeit wie immer bei derartigen Bedingungen. Diesmal befindet sich aber mitten in der Kurve eine Ölspur, die der Fahrer nicht rechtzeitig sieht. Er passt also seine Geschwindigkeit an
20 die ihm bekannten Bedingungen an, kommt aber dennoch von der Fahrbahn ab, weil er eine weitere Bedingung, nämlich die Ölspur, bei seinem Handeln nicht berücksichtigt hat. Seine Handlung, das Durchfahren der Kurve, scheitert also nicht daran, dass es keine berechenbare Kausalstruktur der Welt gäbe, sondern daran, dass er einen wesentlichen Einflussfaktor bei der
25 Kalkulation seiner Kurvengeschwindigkeit übersehen hat. Nach diesem Modell spricht das Scheitern einer Handlung also nicht gegen die Annahme einer notwendigen Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung.

6.2 Beweis oder Widerlegung

Beide Modelle sind für sich betrachtet konsistent und plausibel. Keines von beiden kann aufgrund offensichtlicher Unzulänglichkeiten verworfen werden. Beide müssen also zunächst in Erwägung gezogen werden. Erst ein
5 eindeutiger Beweis oder eine eindeutige Widerlegung des einen oder des anderen Modells könnte zu einer zweifelsfreien Entscheidung führen.

Wenn es einen eindeutigen Beweis für die kausale Funktionsweise der Abläufe in der Welt gibt, ist das Problem theoretisch gelöst. Ebenso, wenn es eine eindeutige Widerlegung des Kausalprinzips gäbe. Wenn sich sowohl
10 ein Beweis als auch eine Widerlegung als nicht möglich erweisen, bleibt die Entscheidung weiter offen. Die Unmöglichkeit eines Beweises allein reicht noch nicht aus, um das Kausalprinzip als Handlungsorientierung zu verwerfen. Dazu müsste vielmehr ein eindeutiger Gegenbeweis geführt werden. Im Folgenden soll daher untersucht werden, inwiefern es möglich
15 ist, einen solchen Beweis bzw. Gegenbeweis zu finden. Dazu wird erwogen, welche Kriterien jeweils der Beweis und der Gegenbeweis erfüllen müssten um zu einer eindeutigen Entscheidung zu führen. Wenn weder ein Beweis noch ein Gegenbeweis möglich ist, so bleibt die Frage weiter offen und bietet Raum für spekulative Überlegungen.

20 Die Frage ist, ob die Welt nach dem Kausalprinzip treffend beschrieben werden kann oder nicht. Die Suche nach einem Beweis in dieser Frage erweist sich bei näherer Betrachtung als aussichtslos. Sowohl ein positiver Beweis des Kausalprinzips als auch seine Widerlegung stoßen, wie wir sehen werden, auf unüberwindbare Hindernisse.

6.2.1 Versuch des Beweises

Betrachten wir zunächst den Versuch eines positiven Beweises. Ein solcher Beweis des Kausalprinzips müsste seine Allgemeingültigkeit nachweisen, und zwar in zweierlei Hinsicht:

- 5 1) Wenn a die Ursache von b ist, folgt auf jedes Auftreten von a das Auftreten von b .⁵⁹

- 2) Alles hat eine Ursache und eine Wirkung.

Warum sind diese beiden Voraussetzungen notwendig? Es geht hier darum, ob die Welt berechenbar ist und so ein gezieltes Handeln ermöglicht. Ein
10 allgemeingültiges Kausalprinzip würde diese Berechenbarkeit herstellen. Der Handelnde könnte sich hieran orientieren. Wäre das Kausalprinzip dagegen nicht allgemeingültig, so wäre diese verlässliche Handlungsorientierung nicht gegeben. Ein Kausalprinzip, das nicht allgemeingültig ist, wäre im gegebenen Kontext also pragmatisch wertlos.

15 Beide Kriterien sträuben sich nun bei näherer Betrachtung gegen den Versuch, sie zu beweisen. Im ersten Fall tritt das Induktionsproblem auf. Nur eine vollständige Induktion könnte die Allgemeingültigkeit beweisen. Ein Ausschnitt aus dem Kausalnetz reicht hier nicht aus, da es eben um die Allgemeingültigkeit geht und nicht um einen konkreten Einzelfall. Und diese
20 vollständige Induktion müsste auch die Zukunft mit einbeziehen, weil es eben um die Vorhersage der Wirkung einer Handlung geht. Wie Hume gezeigt hat, beruht die Wahrnehmung von kausalen Zusammenhängen lediglich auf der Wahrnehmung regelmäßiger Abfolgen gleicher Ereignisse in der Vergangenheit. Eine Übertragung des Prinzips auf die Zukunft beruht auf

⁵⁹ Natürlich können a und b auch komplexe Sets von Ursachen bzw. Wirkungen sein, nach dem Vorbild von Mackies INUS-Modell.

reiner Spekulation. Ein Ereignis bzw. eine Abfolge von Ereignissen in der Vergangenheit sagt also nicht zwingend irgendetwas über ähnliche oder gleichartige Abfolgen in der Zukunft aus. Ein stichhaltiger Beweis des Kausalprinzips lässt sich hieraus also nicht ableiten.

- 5 Und es gibt noch ein weiteres, ähnlich gelagertes Problem, dass einen Beweis durch vollständige Induktion unmöglich macht. Da man nie wissen kann, was man alles noch nicht weiß (bzw. übersehen hat), kann man nie davon ausgehen, eine vollständige Induktion erreicht zu haben. Selbst wenn man (hypothetisch) die vollständige Induktion erreicht haben sollte, sprich
10 alle Fälle kausaler Verknüpfungen erfasst hätte, bliebe somit immer noch ein Rest an spekulativer Ungewissheit. Der Versuch, diese Ungewissheit bezüglich der Allgemeingültigkeit des Kausalprinzips zu beseitigen, ist also zum Scheitern verurteilt.

- Der zweite Punkt (alles hat eine Ursache und eine Wirkung) führt neben der
15 Induktionsproblematik in einen Infiniten Regress. Anders als ein Infinites Regress in der Begründungsproblematik lässt sich dieser Regress auch nicht durch dogmatische Setzung oder einen Zirkel beenden. Die Notwendigkeit einer *Begründung* lässt sich durchaus selektiv handhaben. So ist es möglich, an einem bestimmten Punkt schlicht auf eine Begründung zu verzichten.
20 Denn schließlich ist eine Begründung ohnehin nicht zwingend. Wenn ich eine Entscheidung begründe, so ist sie damit begründet. Und eine solche Begründung ist immer der Bestandteil einer subjektiven Argumentationsperspektive. Wenn ich also an einer bestimmten Stelle aufhöre, die Begründungskette weiterzuführen, so untergräbt das nicht das
25 Prinzip der Begründung. Ähnliches gilt für eine zirkuläre Begründung. Diese kann man natürlich aus logischen Gründen ablehnen, aber dennoch ist die Begründung dann immer noch eine Begründung, auch wenn sie vielleicht aufgrund ihrer Zirkularität nicht besonders überzeugend wirkt.

Grundlegend anders stellt sich die Lage bezüglich des Kausalprinzips dar. Das Kausalprinzip beruht wesentlich auf seiner Allgemeingültigkeit. Wenn man soetwas wie eine erste Ursache zulässt, die selbst nicht verursacht ist, so ist das gesamte Kausalprinzip hinfällig. Ob ich meine Entscheidung
5 begründe oder nicht, obliegt bis zu einem gewissen Grad meiner Willkür. Ob die Welt kausal funktioniert oder nicht, ist dagegen eine objektive Gegebenheit. Wenn die Welt an einer Stelle nicht kausal funktioniert, so ist damit das gesamte Kausalprinzip aufgehoben. Denn wenn der Lauf der Dinge an einer Stelle vom Kausalprinzip unabhängig funktioniert, so
10 bedeutet das, dass die Wirkung eben nicht notwendig durch die Ursache determiniert ist, sondern auch Abweichungen von diesem Prinzip grundsätzlich möglich sind. Wenn man also davon ausgeht, dass es eine Stelle gibt, an der das Kausalprinzip aufgehoben ist, nämlich am Anfang der Kausalkette, so hat man damit das Kausalprinzip als handlungsleitendes
15 Erklärungsprinzip der Welt schon über Bord geworfen. Und wenn man dies nicht tut, geht man eben zwangsläufig von einer unendlichen Kausalkette aus, und die lässt sich eben prinzipiell nicht durch eine vollständige Induktion erfassen, weil das, was man erfasst hat, niemals vollständig ist. Und ohne eine vollständige Induktion, um zum Anfang der Überlegung
20 zurückzukommen, ist die Suche nach einem positiven Beweis des Kausalprinzips von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Man könnte an dieser Stelle einwenden, dass doch auch ein partielles Kausalprinzip funktionieren könnte. Wenn es eine erste Ursache gibt, die die Kausalkette in Gang gesetzt hat, so könnte die Kausalkette trotzdem von da
25 an entsprechend funktionieren. Aber dann stellt sich die Frage, was ein solches Prinzip praktisch wert wäre. Um die Welt berechenbar handhaben zu können, braucht man ein allgemeingültiges Prinzip. Wenn es einen Anfang der Kausalkette gibt, der beispielsweise von Gott angestoßen wurde, könnte Gott auch an jedem beliebigen Zeitpunkt der Kette wieder eingreifen.

Denn wenn er mächtig genug wäre, die erste Ursache zu setzen, dann wäre er zweifelsohne auch mächtig genug, jederzeit quasi die Spielregeln zu ändern und entweder mit neuen „ersten“ Ursachen neue Kausalketten zu starten oder sogar das Kausalprinzip insgesamt aufzuheben. Damit wäre das

5 Kausalprinzip als verlässliche Handlungsorientierung verloren. Wenn man davon ausgeht, dass das Kausalprinzip nur manchmal Gültigkeit hat, ist es eben nicht mehr allgemeingültig. Und dann könnte die Kausalkette auch irgendwann wieder aufhören. Ob die Welt zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort kausal funktionieren würde, wäre also immer in Frage

10 gestellt.

Es bleibt festzuhalten: einen sicheren Beitrag zur praktischen Handhabbarkeit der Welt würde nur ein sicherer Beweis der Allgemeingültigkeit des Kausalprinzips leisten. Und ein solcher Beweis ist aufgrund der oben aufgezeigten Probleme nicht möglich. Die spekulative

15 Ungewissheit bezüglich der Frage nach einer berechenbaren Kausalstruktur der Welt lässt sich also nicht ausräumen. Soll man also die Hoffnung auf eine kausal strukturierte Welt aufgeben? Berechtigt wäre dies, wenn eine eindeutige Widerlegung des Kausalprinzips möglich wäre. Dies soll im Folgenden untersucht werden.

20 **6.2.2 Versuch der Widerlegung**

Wie sieht es nun mit dem Versuch einer Widerlegung des Kausalprinzips aus? Auf den ersten Blick aussichtsreicher! Schließlich reicht ein einziges Gegenbeispiel, um den Allgemeingültigkeitsanspruch zurückzuweisen. Und wie oben ausgeführt, ist eben dieser dem Kausalprinzip wesentlich. Ein

25 solches Gegenbeispiel würde also das Kausalprinzip insgesamt aus den Angeln heben.

Aber die Suche nach einem ebensolchen Gegenbeispiel scheitert bei näherer Analyse an ähnlichen Problemen wie der Versuch eines positiven Beweises. Die Komplexität polykausaler Zusammenhänge macht eine eindeutige Zuordnung von Ursache und Wirkung zu einem sehr
5 problematischen Unterfangen.⁶⁰ Wenn man nämlich einen Fall nachweist, in dem das Kausalprinzip scheinbar nicht funktioniert, kann dies immer noch damit erklärt werden, dass der beschriebene Ausschnitt des Kausalnetzes, der dem Gegenbeispiel zugrunde liegt, nicht richtig gewählt ist, und ein wesentlicher Faktor übersehen wurde. Um dieses Problem ausschließen zu
10 können, müsste man also wiederum eine vollständige Induktion des gesamten Kausalnetzes durchführen. Und da diese aus oben ausgeführten Gründen nicht möglich ist, ist auch eine Widerlegung des Kausalprinzips, die auf den ersten Blick einfacher als ein positiver Beweis erscheint, nicht möglich.

15 Offensichtlich ist also weder ein Beweis noch eine Widerlegung des Kausalprinzips möglich. Man könnte daraus die Konsequenz ziehen, die Frage ad acta zu legen und sich erfolgversprechenderen Unternehmungen zuzuwenden. Wie ich mit meinen bisherigen Ausführungen gezeigt zu haben hoffe, ist jedoch das Kausalprinzip von elementarer pragmatischer
20 Bedeutung für das alltägliche Handeln. Auch wenn eine theoretische Entscheidung der Frage nicht möglich ist, so ist sie also unter pragmatischen Gesichtspunkten dennoch nicht zu ignorieren. Daher soll der spekulative Spielraum, der sich in den vorangegangenen Erörterungen gezeigt hat, im Folgenden genutzt werden um die Frage nach der etwaigen Kausalstruktur
25 der Welt einer pragmatisch-spekulativen Antwort zuzuführen.

⁶⁰ Vgl. Kapitel 3 der vorliegenden Arbeit

6.3 Die Wette

Eine Handlung kann ihr Ziel verfehlen, eine Ursache erreicht ihre Wirkung immer. Möglich ist dies, weil die Wirkung untrennbar zum Begriff der Ursache gehört, während das Erreichen des Handlungsziels nicht unbedingt
5 unlösbar mit dem Begriff der Handlung verbunden ist. Eine Ursache ohne Wirkung ist keine Ursache. Eine Handlung ohne Handlungserfolg ist dagegen immer noch eine Handlung. Die Handlung erhält ihren spezifischen Charakter nicht durch das *Erreichen* ihres Handlungsziels, sondern durch die Beabsichtigung desselben durch den Handelnden. Damit ist die Abgrenzung
10 zwischen Handlung und Ursache deutlich.

Handlung und Ursache sind aber nun keineswegs völlig unabhängig voneinander. Es gibt auch eine entscheidende Verbindung, die für den möglichen Misserfolg einer Handlung maßgeblich sein könnte. Die Intention, die den Handelnden zu seiner Handlung motiviert, ist nichts anderes als der
15 Wunsch, mit der Handlung eine Ursache zu setzen, die die gewünschte Wirkung generiert. Wenn die Handlung erfolgreich ist, wirkt sie als Ursache, und zwar genau so, wie der Handelnde es intendiert hat. Die Frage ist, woran es liegt, dass Handlungen gelegentlich scheitern. Dazu sind zwei Erklärungsmodelle denkbar, die im vorigen Abschnitt ausgeführt wurden.

20 Welches dieser beiden Modelle nun zutrifft, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Vielleicht ist das Kausalprinzip nur eine Illusion und der Mensch, der sein Handeln danach ausrichtet, gleichsam eine Skinner-Taube in ihrem Käfig. Vielleicht unterläuft dem Handelnden aber auch einfach nur ab und zu mal ein Fehler bei seiner Einschätzung kausaler Zusammenhänge, indem er
25 einfach die relevanten Faktoren nicht alle richtig erfasst. Dann wäre das Kausalprinzip durchaus ein geeigneter Orientierungsrahmen für das praktische Handeln.

Zusammenfassend stellt sich die Lage also wie folgt dar: eine theoretische Lösung des Problems ist nicht möglich, Raum für spekulative Überlegungen also gegeben. Gleichzeitig ist das Problem aber sehr wohl von pragmatischer Bedeutung. Es liegt also nahe, die Frage einem pragmatisch-spekulativen Klärungsversuch zu unterziehen. Genau das soll nun im Folgenden geschehen.

6.3.1 Durchführung der realistischen Spekulation

Nachdem die vorbereitenden Ausführungen abgeschlossen sind, sollen nun die sich daraus ergebenden Schlussfolgerungen gezogen werden. Der Ansatzpunkt für diese Arbeit war das gelegentliche Scheitern einer Handlung im Gegensatz zu einer Ursache, die ihre Wirkung immer erreicht. Aufbauend auf den Überlegungen zu Kausalität und Intentionalität haben sich zwei Modelle herauskristallisiert, die diesen Umstand erklären können. Keines der beiden Modelle kann, wie sich weiter gezeigt hat, endgültig bewiesen oder widerlegt werden. Gegen die naheliegende Konsequenz, die Frage einfach ad acta zu legen, spricht ihre praktische Bedeutung. Die Gestaltungsfreiheit, die dem Menschen eine selbstbestimmte Lebensführung erlauben würde, ist maßgeblich von einer berechenbaren Kausalstruktur der Welt abhängig. Die Situation entspricht somit im Wesentlichen derjenigen, die Alexander von Aphrodisias mit seiner pragmatischen Analyse untersucht hat. Wie oben schon angedeutet, soll diese Analyse hier nachvollzogen werden, wobei aber der relativ undifferenzierte Freiheitsbegriff, mit dem Alexander arbeitet, durch den Begriff der Gestaltungsfreiheit ersetzt wird.

Die Frage, die sich nun stellt, ist: Welches der beiden Modelle zur Erklärung des gelegentlichen Scheiterns einer Handlung empfiehlt sich als Grundlage der Lebensführung. Analog zu Alexanders Analyse ergibt sich auch hier wieder eine Matrix mit vier möglichen Szenarien:

-
- 1) Die Welt funktioniert nach kausalen Gesetzen, und der Handelnde glaubt dies auch.
 - 2) Die Welt funktioniert nach kausalen Gesetzen, der Handelnde glaubt dies aber nicht.
 - 5 3) Die Welt funktioniert nicht nach kausalen Gesetzen, der Handelnde glaubt aber, dass sie nach kausalen Gesetzen funktioniert.
 - 4) Die Welt funktioniert nicht nach kausalen Gesetzen, und der Handelnde glaubt auch nicht, dass sie nach kausalen Gesetzen
10 funktioniert.

Die Analyse verläuft nun ganz ähnlich wie bei Alexanders Argumentation. Wer an seine Gestaltungsfreiheit glaubt, ist motiviert, sein Leben aktiv zu gestalten. Wer nicht an seine Gestaltungsfreiheit glaubt, hat diese Motivation nicht. Die Gestaltungsfreiheit setzt maßgeblich eine kausale Struktur der
15 Welt voraus. Dies entspricht dem Modell, dass in 6.1.2 vorgestellt wurde. Danach funktioniert die Welt nach einer berechenbaren Kausalstruktur, und gelegentliches Scheitern einer Handlung ist auf unzureichende Untersuchung dieser Struktur durch den Handelnden zurückzuführen. Nach diesem Modell wäre Gestaltungsfreiheit gegeben. Nach dem in 6.1.1
20 vorgestellten Modell hingegen gäbe es keine Gestaltungsfreiheit, weil eben die dafür notwendige berechenbare Kausalstruktur der Welt nicht gegeben wäre.

Wer also an Modell 6.1.2 glaubt, ist motiviert, sich aktiv um die Gestaltung seines Lebens zu bemühen. Und wenn dieses Modell tatsächlich zutrifft, also
25 die Welt tatsächlich nach berechenbaren kausalen Regeln funktioniert, hat er damit die Chance, seine Lebensqualität erheblich zu erhöhen.

Wer hingegen an Modell 6.1.1 glaubt, also an das Nichtvorhandensein einer berechenbaren Kausalstruktur der Welt, hat keine Motivation, sich aktiv um die Gestaltung seines Lebens zu bemühen. Wenn aber gleichzeitig tatsächlich Modell 6.1.2 zutrifft, so verliert er damit eine Chance, seine
5 Lebensqualität durch eigenes Zutun gezielt zu erhöhen.

Wenn nun tatsächlich Modell 6.1.1 zutrifft, die Welt also nicht nach einer berechenbaren Kausalstruktur funktioniert und somit tatsächlich keine Gestaltungsfreiheit besteht, der Handelnde aber dennoch an seine Gestaltungsfreiheit, also Modell 6.1.2, glaubt, so entsteht ihm dadurch
10 keinerlei Nachteil. Denn schließlich würde in der Praxis nichts ausmachen, an welches Modell er glaubt, weil er sowieso keine Möglichkeit hätte, sein Schicksal gezielt zu beeinflussen. Gleichzeitig hätte er demjenigen, der in diesem Fall richtigerweise an Modell 6.1.1 glauben würde, das gute Gefühl voraus, sein Leben selbst gestalten zu können.

15 Hingegen hätte derjenige, der im Falle des tatsächlichen Zutreffens von Modell 6.1.1 auch an dieses glaubt, zwar theoretisch recht, praktisch würde ihm dies aber keinerlei Vorteil verschaffen.

Das Ergebnis fällt also ganz ähnlich aus wie bei Alexanders Analyse. Eine endgültige theoretische Entscheidung zwischen beiden Modellen ist nicht
20 möglich, jedoch zeigt sich ein deutlicher pragmatischer „Mehrwert“ im Falle des Glaubens an die Gestaltungsfreiheit. Und eine wesentliche Voraussetzung dieser Gestaltungsfreiheit ist eine berechenbare Kausalstruktur der Welt. Ob diese besteht oder nicht, lässt sich nicht beweisen oder widerlegen, aber an sie zu glauben, ist aus pragmatischer auf
25 keinen Fall verkehrt.

7 Wissenschaft

Bei den bisherigen Ausführungen stand das Handeln des Einzelnen im Mittelpunkt. Kausalität und Intentionalität wurden untersucht im Hinblick auf ihre pragmatische Relevanz für das alltägliche Handeln. Dabei wurde ein pragmatischer Ansatz zur spekulativen Beantwortung der Realismusfrage entwickelt. Es gibt aber noch eine weitaus komplexere Ebene, auf der die Realismusfrage mindestens ebenso relevant ist wie im alltäglichen Handeln – die wissenschaftliche Forschung.

Um nun die Übertragung der anhand des Alltagshandelns entwickelten Argumentation auf die Ebene wissenschaftlicher Theoriebildung zu rechtfertigen, müssen zwei Dinge geleistet werden. Im ersten Schritt muss die Verbindung zwischen Wissenschaft und Handeln hergestellt werden, indem die Relevanz wissenschaftlicher Forschung für das alltägliche Handeln gezeigt wird. Im zweiten Schritt muss dann die anhand des Alltagshandelns entwickelte Argumentation unter Ausnutzung dieser Verbindung auf die wissenschaftliche Theoriebildung hin adaptiert werden.

In 7.1 wird die pragmatische Relevanz der Wissenschaft dargestellt. Damit wird die erste Hälfte der Übertragung der pragmatischen Argumentation aus Kapitel 6 auf die Betrachtung der Wissenschaft vorbereitet.

In 7.2 wird die Bedeutung des Konzepts der Kausalität für die wissenschaftliche Forschung dargestellt. Wenn die pragmatische Relevanz der Wissenschaft sowie die Bedeutung des Kausalitätsbegriffs für die Wissenschaft deutlich ist, kann die Übertragung erfolgen.

Dies geschieht dann in Kapitel 7.3. Hier werden abschließend die pragmatischen Folgerungen aus den vorangegangenen Überlegungen gezogen.

7.1 Die pragmatische Dimension der Wissenschaft

5 Eine Handlung erfordert eine Theorie über die Kausalzusammenhänge in der Welt – genauer gesagt in dem Ausschnitt der Welt, der für die jeweilige Handlung relevant ist. Je exakter der Handelnde alle relevanten Kausaleinflüsse erfasst, desto zielsicherer kann er seine Handlung ausführen. Oberflächlich betrachtet erfordert das alltägliche Handeln ein
10 wesentlich weniger komplexes, unreflektierteres Wissen als es die moderne Wissenschaft zur Verfügung stellt. Die exakten Hintergründe sind nicht unbedingt notwendig, um eine Handlung auf pragmatischer Ebene erfolgreich ausführen zu können. Insofern könnte man die Parallele zwischen wissenschaftlicher Forschungsarbeit und alltäglichem Handeln, die
15 hier gezogen werden soll, als unangemessen betrachten. Dies umso mehr, als Wissenschaft, zumindest in der Grundlagenforschung, garnicht unbedingt den Anspruch hat, einen pragmatischen Nutzen im Sinne des alltäglichen Handelns zu generieren. So hat ein Teilchenbeschleuniger, der Erkenntnisse über den Ursprung des Universums liefern soll, natürlich keinen
20 unmittelbaren Nutzen im pragmatischen Sinne, sondern dient eher der Befriedigung eines generellen menschlichen Erkenntnisinteresses.

Aufbauend auf den Ergebnissen der Grundlagenforschung werden dann jedoch auch anwendungsbezogene Forschungen betrieben. Durch die anwendungsbezogene Forschung können die Ergebnisse der
25 Grundlagenforschung praktisch nutzbar werden und sind dann durchaus handlungsrelevant.

Und ihre Relevanz beschränkt sich dann nicht auf das individuelle Alltagshandeln des Einzelnen. Vielmehr spielen anwendungsorientierte Forschungsergebnisse auch eine wesentliche Rolle bei komplexeren Entscheidungsprozessen in vielen Bereichen des menschlichen Zusammenlebens. Von politischen Grundsatzentscheidungen über Investitionsentscheidungen in der Wirtschaft bis hin zum Technologieeinsatz in allen Bereichen des täglichen Lebens ist vieles von Forschungsergebnissen geprägt.

10 Letztlich dient die Wissenschaft dem Menschen also dazu, sich in der Welt zurechtzufinden. Die praktische Relevanz der wissenschaftlichen Forschung für das praktische Leben ist damit gegeben. Der Versuch, das oben entwickelte Argument zu erweitern und die wissenschaftliche Forschung und Theorieentwicklung dabei einzubeziehen, scheint somit naheliegend. Die Theorieentwicklung ist ein wesentlicher Bestandteil der Forschung. Erst
15 durch eine Theorie werden die empirischen Rohdaten interpretierbar.

Eine Theorie kann nun genauso scheitern wie eine Handlung. Und auch im Falle einer gescheiterten Theorie kann man zur realistischen oder zur konstruktivistischen Erklärung greifen, analog zu den beiden vorgestellten Modellen zur Erklärung des Scheiterns einer Handlung. Und auch hier lässt
20 sich nicht mit Sicherheit entscheiden, welche der beiden Erklärungen die zutreffende ist. Der grundsätzliche skeptische Zweifel ist also auch bei der Erklärung des Scheiterns einer Theorie vorhanden. Dies legt den Gedanken nahe, die pragmatische Argumentation, die aufbauend auf der Analyse von Alexander von Aphrodisias entwickelt wurde, auch auf das Gebiet der
25 wissenschaftlichen Forschung zu übertragen.

7.2 Kausalität in der Forschung

Die Wissenschaft liefert einen Großteil der Erkenntnisse und Informationen über die Funktionsweise der Welt, die für das Handeln, vor allem auf komplexerer Ebene, unerlässlich sind. Die Verlässlichkeit dieser Daten ist maßgeblich für die darauf aufbauende Strategie in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Der Erfolg von Investitionen in große Projekte hängt davon ab, ob die Wissenschaft die richtigen Informationen liefert. Wie im ersten Teil dieser Arbeit gezeigt, ist wissenschaftliche Forschung aber generell einem grundsätzlichen philosophischen Zweifel unterworfen, der sich nie ganz ausräumen lässt. Handeln aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnis ist also genauso risikobehaftet wie das individuelle Handeln des Einzelnen aufgrund alltäglicher Erkenntnis. Auch hier ist das Kausalprinzip der entscheidende Punkt. Mit ihm steht und fällt die Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt.

Eine Theorie liefert eine Interpretation der empirischen Rohdaten. Die empirischen Daten allein liefern noch keine wissenschaftliche Erkenntnis. Erst ihre theoretische Interpretation erlaubt es, Aussagen über die Vorgänge in der Welt zu machen. Und diese Aussagen sind nun wiederum Aussagen über Kausalzusammenhänge. Das Kausalmodell ist ein mögliches Erklärungsmodell für regelmäßige Zusammenhänge in den empirischen Daten. Sein pragmatischer Erfolg in der Forschung spricht für dieses Modell. Der skeptische Zweifel lässt sich aber natürlich durch diesen pragmatischen Erfolg nicht ausräumen. Gleichzeitig zeigt der pragmatische Erfolg aber die pragmatische Bedeutung des Kausalmodells auch im Zusammenhang mit wissenschaftlicher Forschungsarbeit.

7.3 Der Zweifel motiviert zum Weiterforschen

Die wissenschaftliche Forschungsarbeit verläuft in einem ständigen Wechselspiel zwischen empirischer Datensammlung und theoretischer Interpretation der gesammelten Daten. Eine Hoffnung auf Erfolg hat das
5 ganze Unternehmen aber nur unter der Annahme einer berechenbaren Kausalstruktur der Welt. Die theoretischen Aussagen, die die empirischen Daten interpretieren, sind Aussagen über Kausalzusammenhänge. Sollte die Welt in Wirklichkeit gar nicht kausal strukturiert sein, wären diese Aussagen wertlos. Ob die Welt kausal strukturiert ist oder nicht, darüber lässt sich nur
10 spekulieren. Genährt wird der Zweifel dadurch, dass selbst etablierte und anerkannte Theorien immer wieder scheitern. Dies könnte nun ganz einfach damit erklärt werden, dass die Welt eben nicht nach einer berechenbaren Kausalstruktur funktioniert und somit wissenschaftliche Erkenntnis, so wie sie der Wissenschaftler anstrebt, gar nicht möglich ist. Versucht man nun,
15 dieses Problem mit dem in der vorliegenden Arbeit entwickelten pragmatischen Ansatz zu lösen, bieten sich als Ausgangsbasis die Ansätze zur Erklärung wissenschaftlicher Paradigmenwechsel von Kuhn und Lakatos an.^{61 62} Beide lehnen die Vorstellung eines gradlinigen Forschungsfortschritts durch kumulative Ansammlung positiven Wissens ab. Beide beschreiben
20 weiterhin die wissenschaftliche Theorieentwicklung als einen Prozess, der maßgeblich auf Falsifikation aufgestellter Hypothesen beruht. Beide unterscheiden sich aber fundamental in ihrer Einschätzung der Aussagekraft wissenschaftlicher Ergebnisse.

61 Vgl. Kuhn 1999

62 Vgl. Lakatos 1999

Kuhn unterscheidet im Verlauf der wissenschaftlichen Forschung zwischen zwei Phasen, die sich periodisch immer wieder abwechseln: Normalwissenschaft und wissenschaftliche Revolution. Die Normalwissenschaft gleicht einem Rätsellösen. Die zu lösenden Probleme sind klar definiert, die möglichen Lösungswege auch. Also werden diese Wege beschriftet. Es werden Experimente gemacht, deren Aufbau sich nach der erwarteten Lösung richtet. Die Forschung findet in einem festen theoretischen Rahmen statt, dem Paradigma. In diesem Paradigma sind Eckdaten und Grundannahmen über das zu erforschende Sachgebiet "festgelegt", die von der Gemeinschaft der Forscher allgemein anerkannt werden. Aufgabe des Forschers ist es in der Normalwissenschaft, unbekannte Bereiche innerhalb des vom Paradigma überspannten Gebietes zu erforschen und bestehende Fragen und Widersprüche zu lösen. Der bekannte paradigmatische Rahmen wird durch Publikationen und Lehrbücher an die Gemeinschaft der Normalwissenschaftler weitergereicht, so dass die Forschung einer harmonischen Gruppenarbeit gleicht.

Treten nun Phänomene auf, die mit dem bekannten paradigmatischen Rahmen nicht in Einklang zu bringen sind, wird zunächst versucht, das Paradigma ad hoc zu modifizieren und zu erweitern und diese Anomalien auf diesem Wege zu beseitigen. Oft gelingt dies und die normalwissenschaftliche Arbeit kann auf Basis des bestehenden Paradigmas fortgesetzt werden. Wenn sich eine solche Anomalie hingegen hartnäckig gegen alle Lösungsversuche sträubt, kommen allmählich grundlegende Zweifel am vorherrschenden Paradigma auf. Bisher unhinterfragt akzeptierte Einsichten und Grundannahmen werden dann in Frage gestellt. Diese Phase nennt Kuhn wissenschaftliche Revolution. Die bisherige feste Ordnung des Forschungsbetriebs ist aufgehoben. Spekulative neue Theorieansätze kommen auf und konkurrieren um die Bestimmung eines neuen paradigmatischen Theoriegebäudes. Irgendwann

setzt sich schließlich wieder ein Paradigma durch und eine neue Phase normalwissenschaftlicher Forschungsarbeit beginnt, diesmal unter den Vorgaben des neuen Paradigmas. Die relevanten Fragestellungen und der Kanon akzeptierter Lösungsstrategien sind neu definiert, und unter diesen
5 neuen Vorzeichen macht sich eine neue Generation von Normalwissenschaftlern daran, das neu abgesteckte Gebiet mit der gleichen Akribie zu erforschen wie vor der Revolution.

Diese beiden Phasen, Normalwissenschaft und wissenschaftliche Revolution, sieht Kuhn in einem immer wiederkehrenden Wechsel ablaufen. Historisch
10 interessant ist für ihn der Vergleich der Wissenschaft jeweils vor und nach einer revolutionären Phase. Was unter dem alten Paradigma allgemein akzeptierter Stand der Wissenschaft war, gilt nach dem neuen Paradigma mehr oder weniger als unwissenschaftlich oder zumindest als schlechte Wissenschaft. Aufgrund der völlig anderen Vorzeichen sind die Ergebnisse
15 vor und nach der Revolution zueinander inkommensurabel. Ein Vergleich verschiedener Ergebnisse erfordert einen Vergleichsmaßstab oder einen festen übergeordneten Bezugsrahmen, der in der normalen Wissenschaft vom jeweils herrschenden Paradigma gestellt wird. Wenn aber das Paradigma selbst Gegenstand des Vergleichs sein soll, so fehlt dieser
20 Vergleichsmaßstab, ein Vergleich ist mithin nicht möglich.

Wie kann es dann passieren, dass sich überhaupt ein neues Paradigma etabliert, wo es doch keinen objektiven Maßstab für seine Bewertung gibt? Kuhn sieht hier soziologische Faktoren wirken. In der revolutionären Phase der Wissenschaft bilden sich mehr oder weniger einflussreiche Gruppen von
25 Forschern, die bestimmte Theorien verfolgen. In einer mehr oder weniger langen Phase des Konkurrenzkampfes gelingt es einigen Gruppen, mehr Anhänger zu gewinnen als andere. Die stärkeren Gruppen haben dann auch entsprechend mehr Erfolg bei der Einwerbung von Forschungsgeldern und

der Förderung von Nachwuchskräften. So entsteht allmählich eine kritische Masse, die zur Durchsetzung einer bestimmten Theorie führt, die dann das neue Paradigma stellt.

Für einen erkenntnistheoretischen Realismus ist hier offensichtlich kein Platz. Da die Erkenntnis maßgeblich vom Paradigma vorgeformt wird, und dieses wiederum durch soziologische Prozesse in der Gemeinschaft der Forscher entscheidend beeinflusst wird, ist eine objektive Bewertung empirischer Daten unmöglich. Kuhn lehnt also den Realismus ab.

Übertragen auf die vorliegende Problematik der etwaigen Kausalstruktur der Welt würde dies bedeuten: die Kausalstruktur ist ein Konstrukt, das der Forscher in die empirischen Daten hineininterpretiert. Und diese Interpretation wird maßgeblich vom jeweils aktuell herrschenden Paradigma bestimmt. Da dieses wiederum keinerlei Objektivität besitzt, ist eine objektive Erkenntnis nicht möglich.⁶³ Für diese Position spricht natürlich, dass, wie Hume erkannt hat, keine notwendige Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung nachweisbar, und mithin kein stichhaltiger Beweis für die Objektivität kausaler Beziehungen zu finden ist.

Es gibt aber auch eine andere Sichtweise. Lakatos hat einige Einwände gegen Kuhn. Er sieht im Verlauf der Wissenschaft nicht eine starre Abfolge von Revolution und Normalwissenschaft, sondern einen Prozess, in dem sich immer revolutionäre und normalwissenschaftliche Aspekte finden und teilweise miteinander vermischen. Außerdem führen Anomalien nach Lakatos erst dann zu einem Paradigmenwechsel, wenn ein geeigneter neuer

63 Natürlich beansprucht jedes Paradigma eine objektive Gültigkeit, und nur so kann es als vereinigende Kraft innerhalb der Gemeinschaft der Normalwissenschaftler wirken, aus wissenschaftstheoretischer Metaperspektive wird aber kein Paradigma diesem Anspruch jemals gerecht

Kandidat für ein Paradigma auftritt. Außerdem hängt für Lakatos die Anerkennung eines neuen Paradigmas sehr wohl maßgeblich davon ab, inwiefern es in der Lage ist, die Anomalien des vorangegangenen Paradigmas zu erklären. Insofern sieht er einen Fortschritt der Wissenschaft
5 aufgrund empirischer Erkenntnisse durchaus als möglich an. Die vorrangige Abhängigkeit von soziologischen Faktoren sieht Lakatos nicht.

Im Hinblick auf die vorliegende Frage nach der etwaigen kausalen Struktur der Welt lassen sich aus den Ansätzen von Kuhn und Lakatos die folgenden Alternativen ableiten. Wenn die Welt tatsächlich nicht nach kausalen
10 Gesetzen funktioniert, hätte Kuhn recht. Eine objektive Erkenntnis der Welt wäre nicht möglich, weil diese eine kausale Berechenbarkeit voraussetzen würde, die eben nicht gegeben wäre. Gäbe es hingegen kausale Regelmäßigkeiten, wäre es prinzipiell denkbar, dass man diese forschend
15 verwendet und so Stück für Stück die falschen Hypothesen aussortiert, bis irgendwann nur noch die richtigen übrig bleiben. Das Problem dabei wäre jedoch immer noch, dass man nie wissen könnte, ob man tatsächlich eine richtige Theorie gefunden hat, da ja die Tatsache, dass sie noch nicht falsifiziert ist, nicht zwangsläufig bedeuten würde, dass sie nicht irgendwann
20 doch falsifiziert wird. Und selbst wenn sie nie falsifiziert wird, könnte sie trotzdem noch falsch sein.

In Kapitel 6.2 wurde gezeigt, dass weder ein Beweis noch eine Widerlegung der kausalen Erklärung der Welt möglich ist. In Kapitel 6.3 wurde dann auf Basis der Analyse von Alexander von Aphrodisias gezeigt, inwiefern auf
25 pragmatische Überlegungen in dieser Frage zu einer Antwort führen können, die zwar die spekulative Ungewissheit nicht ausräumt, aber dennoch handhabbar macht. In 7.1 und 7.2 wurde gezeigt, dass wissenschaftliche Forschung zum einen pragmatische Bedeutung für die menschliche Daseinsbewältigung hat, und zum anderen maßgeblich von einer

berechenbaren Kausalstruktur der Welt abhängig ist. In Bezug auf die Realismusfrage in der Wissenschaft lässt sich die spekulative Argumentation aus Kapitel 6.3 also ebenso anwenden wie in Bezug auf das alltägliche Handeln.

- 5 Aus Sicht des Forschers, der sich die Realismusfrage stellt, stellt sich die Sachlage demnach wie folgt dar: Er weiß nicht, ob er überhaupt die Möglichkeit hat, Erkenntnisse über die Welt zu erlangen, weil er nicht weiß, ob die Kausalstruktur, die er in seiner Theoriebildung voraussetzt, tatsächlich besteht. Er kann dies aber auch nicht ausschließen. Die spekulative
- 10 Hoffnung auf valide Erkenntnis besteht also trotz skeptischen Zweifels. Gleichzeitig besteht die Aussicht, aus dieser etwaigen Erkenntnis einen pragmatischen Nutzen ziehen zu können. Wendet man hier nun das pragmatisch-spekulative Argument an, dass in vorliegender Arbeit im Anschluss an Alexander von Aphrodisias weiterentwickelt wurde, so ergibt
- 15 sich daraus für den Forscher die pragmatische Motivation, trotz skeptischer Zweifel weiterzuforschen.

- Das Ziel der Forschungsarbeit ist es letztlich, ein allumfassendes Wissen über die Welt zu erlangen. Wenn eines Tages sicher sein könnte, dieses Ziel erreicht zu haben, so wäre dies ein Grund, die Forschung einzustellen.
- 20 Wenn man sicher sein könnte, dass eine Erkenntnis nicht möglich wäre, weil die Welt eben nicht nach einer berechenbaren Kausalstruktur funktioniert, hätte man ebenfalls einen Grund, die Forschung einzustellen. Beides ist jedoch nicht der Fall. Vielmehr weiß man einfach nicht, ob die Welt nach einer berechenbaren Kausalstruktur funktioniert oder nicht. Die Frage, ob
- 25 Erkenntnis möglich ist oder nicht, muss also zwangsläufig offen bleiben. Und deswegen wäre es auch im Falle tatsächlicher Erkenntnis nicht möglich, eine Gewissheit über diese Erkenntnis zu erlangen. Solange aber man nicht sicher sein kann, eine endgültige Erkenntnis erlangt zu haben, sollte man weiterforschen. Und wenn man nie sicher sein kann, weil diese Sicherheit

eben prinzipiell nicht erreichbar ist, muss man eben immer weiterforschen. So folgt aus der Ungewissheit über die Kausalstruktur der Welt nicht die Motivation, die Forschungsarbeit einzustellen, sondern im Gegenteil, sie unentwegt fortzuführen.

Schlussbetrachtung

Der Mensch steht der Welt seit jeher mit einer gewissen Unsicherheit gegenüber. Mit der modernen Wissenschaft versucht er, diese Unsicherheit einzudämmen. Die grundlegenden skeptischen Zweifel lassen sich jedoch
5 bis heute nicht ausräumen. Und vieles spricht dafür, dass sie sich nie ausräumen lassen. Die menschliche Daseinsbewältigung erfordert aber eine gezielte Aktivität des Menschen. Und diese Aktivität erfordert einen gewissen Sicherheitsrahmen. Da dieser prinzipiell von Natur aus nicht vorhanden ist, muss der Mensch sich diesen Rahmen selbst aufbauen. Die Wissenschaft
10 kann hier, trotz skeptischer Zweifel, einen schlagkräftigen Beitrag leisten. Dazu ist aber ein bewusster, pragmatischer Umgang mit dem skeptischen Zweifel erforderlich, der sich nie mit letzter Sicherheit ausräumen lässt. Dabei gibt es zwei Ebenen: Der unmittelbare Zweifel an einem bestimmten Forschungsergebnis kann durch genaueres Nachforschen reduziert werden.
15 Theoriebildung und empirische Forschung arbeiten dabei Hand in Hand. Der grundsätzliche Zweifel an der Kausalstruktur der Welt überhaupt lässt sich dagegen nicht so einfach in den Griff bekommen. Das hier vorgestellte pragmatische Argument soll einen Beitrag dazu leisten. Die Frage, ob die Welt tatsächlich kausal funktioniert, kann nicht mit Gewissheit beantwortet
20 werden. Die pragmatische Abwägung der Folgen spricht aber deutlich für die ontologische Spekulation zu Gunsten des Kausalprinzips. Das ist das Ergebnis der vorliegenden Arbeit.

Das schlichte Wettargument erweist sich so in der Behandlung der grundsätzlichen Frage der Wissenschaftstheorie, der Realismusfrage, als
25 ein leistungsfähiger pragmatischer Leitfaden, der zwar auch keine endgültige Beantwortung der Frage mit analytischer Gewissheit erlaubt, aber doch

immerhin den skeptischen Zweifel von einem Rechtfertigungshemmnis der Wissenschaft in ein fruchtbares Argument für die unentwegte Fortführung der Forschungsarbeit umwandelt.

Zitierte Literatur

Aphrodisias, Alexander von: Über das Schicksal. Berlin 1995

Brentano, Franz: Psychologie vom empirischen Standpunkt. Erster Band, Hamburg 1973

- 5 Brentano, Franz: Psychologie vom empirischen Standpunkt. Zweiter Band, Von der Klassifikation der psychischen Phänomene, Hamburg 1971

Davidson, Donald: Wahrheit, Sprache und Geschichte. Frankfurt, 2008

Davidson, Donald: *Mentale Ereignisse*. In Peter Bieri (Hrsg.): Analytische Philosophie des Geistes. Weinheim 2002

- 10 Frankfurt, Harry G.: *Willensfreiheit und der Begriff der Person*. In Peter Bieri (Hrsg.): Analytische Philosophie des Geistes. Weinheim 2002

Goodman, Nelson: Tatsache, Fiktion, Voraussage. Frankfurt 1988

Hume, David: An Enquiry Concerning Human Understanding. La Salle, 1966

- 15 Husserl, Edmund: Fünfte Logische Untersuchung – Über intentionale Erlebnisse und ihre Inhalte. Hamburg 1975 (Erstveröffentlichung der Originalausgabe 1900 - 1902)

Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft. Hamburg 1998 (Erstveröffentlichung der Originalausgabe 1781)

- 20 Kastil, Alfred: Die Philosophie Franz Brentanos – Eine Einführung in seine Lehre. Bern 1951

Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main 1999

Lakatos, Imre: *Falsification and the Methodology of Scientific Research Programmes*. In Lakatos, Imre und Musgrave, Alan: *Criticism and the Growth of Knowledge*. Cambridge 1999

5 Mackie, John L.: *The Cement of the Universe, A Study of Causation*. Oxford 2002

Pascal, Blaise: *Gedanken*. Birsfelden-Basel 1976

Rupert Riedl, in: Paul Watzlawick: *Die erfundene Wirklichkeit*. München 1985, S. 76f., zitiert nach:

<http://michael-michaelis.de/htdocs/konstruktivismus> (Datum: 19.02.2011)

10 Roth, Gerhard: *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*. Frankfurt 2003

Skinner, B. F.: 'Superstition' in the Pigeon. *Journal of Experimental Psychology* 38, 1947, zitiert nach:

<http://michael-michaelis.de/htdocs/konstruktivismus> (Datum: 19.02.2011)

15 Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen 1956

Akademischer Lebenslauf

Persönliche Daten

Name: Kai Vießmann

Geboren: 23.09.1976 in Bremen

5 Nationalität: Deutscher

Akademischer Werdegang

1997 Abitur am Gymnasium am Wall in Verden/Aller

1999 – 2002 Magisterstudium Philosophie/Soziologie an der Carl-von-Ossietsky Universität Oldenburg

10 2002 – 2003 Auslandsaufenthalt an der Rijksuniversiteit Groningen/Niederlande, gefördert durch das Sokrates/Erasmus-Programm der Europäischen Union

2003 – 2005 Magisterstudium Philosophie/Soziologie an der Carl-von-Ossietsky Universität Oldenburg

15 2005 Abschluss Magister Artium Philosophie/Soziologie

2008 – 2012 Promotionsstudium Philosophie an der Carl-von-Ossietsky Universität Oldenburg

2012 Promotion zum Doktor der Philosophie